

01 **Ausfahrt aus Hamburg, ? 15.07.1925**

Solche Schiffe wie dieses, wo zwischen den weit aufgerissenen Rachen der Laderäume in ehemals weiß gewesenen Aufbauten noch einige Menschenfracht mitgenommen wird, fahren still irgendwo hinter Lagerräumen und Schuppen ab. An den Bündeln der Anlegepfähle liegen mit ungefülltem Bauch noch die Eisenschiffe weit über die rote Grenze hinaus, und das letzte Sonnenlicht läßt ihre Schornsteine glühen und leuchtet im moosbewachsenen Holze der Bündel wie Gold auf. Seit sich die riesigen Rachen über Säcken und Fässern schlossen, seit verwittertes Segeltuch eine Haube darüber gebreitet hat, tönt nur noch selten vom Quai her ein Schrei oder ein unverständlicher Ruf. Jetzt ist man zwischen den Welten, ohne doch wahrhaft fort zu sein und die Stille, die kam, sollte ewig währen, im Augenblick wünscht man nichts weiter.

Manchmal tutet es fern in den Abend hinein, es tutet drohend und lockend oder ganz leise und wie nicht gekonnt. Eines der leeren eisernen Schiffe mit der roten Bemalung bewegt seine Welle hin und zurück, wie um zu sehen, daß es noch gehen konnte, sollte es plötzlich sein. Lagerhausfenster auf Elbinseln beginnen zu brennen, während der Himmel fern wie im Rauch versinkt.

Und dann glitzert das Wasser auf. Noch ist es kein breiter Schein, kein lockender Streifen, denn der Abend hat noch immer viel zu viel Licht. Es glitzert nur dort, wo die plätschernden Wellen sich selber den Schatten werfen, dort springt ein Funke zurück von den Lichtern und Toplaternen, die irgendwo aufgehängt worden sind.

Nun sind nur noch die Lichter übrig geblieben und dunkle Konturen am nahen Horizont. Das Schiff aber schließt sich bereits zur eigenen, engen Welt. Auch hier brennt das rote und brennt das grüne Licht, und im Schein einer kleinen Laterne gleitet die letzte lebende Fracht über die steilabfallende Treppe an Deck. Nichts mehr als der Lotse wird noch vermißt. Schon haben sich Gruppen an Deck gebildet, schon schließen sich Kreise. Man spricht, man erzählt, man fragt, man tut sich, doch nur ein einziger wirklicher Gedanke ist wach, er kreist um die Seekrankheit. Ich kann nicht behaupten, daß eine der Gruppen mich reizt, ich gehe an ihnen vorüber zähle die Lichter und wundere mich, wie schnell sich im Weiten und Fremden die Welt in all ihrer Kleinheit und Enge wiederum schließt, die ihr von den Gottesgeschöpfen allein die Menschheit zu geben versteht.

Jetzt aber verpestet der Rauch von Pinassen die Luft, der Lotse kommt und die Polizei, vom Quai ruft ein Mensch noch: „Schreibt auch mall“ - „Schlaft auch gut“ und alles zieht im Gänsemarsch zur Paßkontrolle in den Salon. Draußen ist Nacht.

Lichter, wie Perlen auf eine Schnur gereiht, hoch oben in weitem Abstand zwei Solitäre, dazwischen ein buntes Licht gleiten vorüber. Fern klingt es wie Kirchenglocken zu uns, es mögen leise Sirenen sein. Nun brüllen wir selbst und dann zieht der Schatten der Welt langsam an uns vorüber, Eisengerüste im Lichterkranz und auf dem ruhigen schwarzen Wasser heimkehrende Ewer mit bescheidenem Licht.

Niemals fühlt man das Glück des Reisens so heftig, als wenn in der Nacht das Ufer entweicht. Bahnhofshallen und rollende Räder bleiben der selben Erde verbunden, das Schiff löst sich los und gleitet davon. Doch wenn einem Wolkenkratzer gleich des Amerikaschiffes riesiger Rumpf grau über dem Quai in die Unendlichkeit steigt, wenn die Menschen noch rufnah schon abgetrennt wurden, da die Brücken sanken, wenn an Schnüren vom obersten Deck hinunter die letzten Blumen eingeholt werden, und wenn dann der Einsatz des Schraubenschlages das Nationallied zu übertönen versucht, dann wird solches Reisen zum Schmerz über alles in dieser Welt, zu einem Schmerz, den rollende Räder niemals so grausam aufreißen können.

02 Die Norwegerin, Hannoverscher Kurier 01.11.1925

Der heutigen Provinzialtagung des Bundes deutscher Frauenvereine ist unsere diesmalige Beilage „Die Frau“ gewidmet. Neben einem Aufsatz über die augenblicklich brennende Frage des hauswirtschaftlichen Pflichtfortbildungsjahres für die schulentlassenen Mädchen bringen wir eine Reihe von Aufsätzen, die von dem Wesen und der Stellung der Frau im Ausland sprechen.

Jedesmal, wenn ich in Norwegen war, hat es mich gelockt, einmal das Wesen und die Art der Frauen dieses Landes darzustellen. Nicht etwa, daß die Norwegerinnen im ersten Augenblick so auffallend verschieden von uns selbst sind – dazu stehen sie uns als Rasse zu nah – sondern weil der Wesensunterschied zwischen ihnen und uns eine Bedeutung hat, die sich erst herauschält, wenn man die norwegischen Frauen und ihr Land länger kennt.

Der Einsatz der Norwegerinnen für die Frauenbewegung in der ganzen Welt ist genügend bekannt. Er hat etwas Mitreißendes gehabt, hat von starker Aktivität und Unerschrockenheit gezeugt und ein Teil seiner Ergebnisse hat sich über die Grenzen Norwegens hinaus auch in vielen anderen Ländern längst verwirklicht. Anderes, wie Norwegens weitreichende Schutzgesetze für das unehelich geborene Kind, sind für uns heute noch ein Ziel. Doch über diese sachlichen Erfolge hinaus hat die norwegische Frau eine Entwicklung durchgemacht, die zu erfassen und zu beobachten auch für uns wertvoll ist.

Es ist auch in Norwegen lange zu einem ethischen Grundsatz geworden, daß die Frau ebenso wie der Mann ihre Arbeit hat, auch wenn „sie es nicht nötig hat“. Doch die Wertung der Arbeit und die menschliche Einstellung zu ihr ist besonders. Man sieht weniger auf das „was“ bei der Arbeit als auf die Tatsache der Arbeit überhaupt, und der Spruch, daß jede Arbeit adelt, ist für die Frauen dieses Landes tatsächlich wahr geworden.

Die Tochter eines Ministers kann an einer Schreibmaschine in irgendeinem Bureau sitzen, alle werden es für selbstverständlich halten. Warum sie nicht lieber einen der sogenannten exklusiven Berufe gewählt hat, hat für die Menschen hier weder Interesse noch Bedeutung. Sie wird in ihrem Bureau oder Geschäft dann aber eben so wenig wie die Tochter eines Schaffners oder Boten ein Schreibfräulein oder Schreibmädchen, wie man in Deutschland leicht sagt, sondern sie ist eine Kontordame, sie ist eine Dame. Alle arbeitenden Frauen sind Damen, die Flickfrau ist Nähdame, die Friseurin Frisierdame, und wenn man einmal über diesen Sprachgebrauch nachdenkt, erkennt man darin den besonderen Wesenszug der Frauen, die ihn geschaffen haben.

Die öffentliche Meinung in Norwegen zieht den Arbeitsbereich der Frauen an sich schon sehr weit. Die Frau in Norwegen aber versteht ihn noch dauernd zu erweitern. Man findet in Norwegen viel mehr Frauen in leitenden oder selbstständigen Stellungen als bei uns. Nicht, weil sie vielleicht mit größeren Kenntnissen ausgerüstet werden – ihre Schulbildung und ihr positives Wissen ist wohl geringer – doch ihr Wesen, ihre Selbständigkeit und ihre Sicherheit lassen sie leichter dazu befähigt erscheinen. Frauen verwalten in Fabriken das gesamte Kassenwesen, sie stehen der Buchhaltung eines Großbetriebes vor.

Eines der vornehmsten Restaurants in der norwegischen Hauptstadt ist Gründung und Besitztum einer Frau, die im gleichen Hause noch ein Hotel und ein viel besuchtes Café unterhält. Sie zieht nicht nur die Einnahmen ein, man kann sie fast jeden Vormittag hinter dem Büfett des Cafés erscheinen sehen, wo sie persönlich die Anrichtung und das Benehmen der Kellner überwacht. Eine der größten norwegischen Z e i t u n g e n , vielleicht überhaupt die größte, ist Eigentum einer Dame, und norwegische Frauen gründen nicht nur die bekannten, bescheidenen Fremdenpensionate, die in

Saisonwochen bestenfalls ein kärgliches Jahreseinkommen einbringen können, sondern sie streben weiter und bauen aus kleinen Anfängen H o t e l s und Sanatorien von Weltruf. Das international Anne-Kures-Hotel bei Oslo ist bereits in der zweiten Generation in Frauenhänden, und selbst die Leitung des Restaurants im norwegischen Reichstag hat eine bekannte Dame der norwegischen Gesellschaft übernommen. Von den zwei großen T h e a t e r n in Oslo steht eins unter Björn-Björnsons Leitung, das andere führt eine Schauspielerin, Agnes Movinkel, mit großem Erfolg. Das auf dem Gebiet der Dichtung zurzeit eine Frau, Sigrid Undset, nach Hamsun zu höchstem Ruhm gelangt ist, könnte als ein Ausnahmefall gelten. Lebt man aber im Lande selber, so neigt man dazu, in dieser Dichteringestalt eine Art Höhepunkt der Entwicklung ihres Geschlechts zu sehen.

Für die Wesensbetrachtung der norwegischen Frau ist aber vielleicht nichts so entscheidend, wie der Hausgehilfenstand. Das norwegische D i e n s t m ä d c h e n ist ein besonders stark ausgeprägter Typ der norwegischen Frau. Sie ist kein dienender Mensch, den ein luftleerer Raum von dem zu Bedienenden trennt. Ihre Arbeit ist das, etwas für andere zu tun, aber sie bleibt dabei doch der gleiche und gleichberechtigte Mensch. Sie fühlt sich auch so und sie lehrt durch ihre Haltung diejenigen, die es nicht tun, es gleichfalls zu fühlen. Man kann in Norwegen das Mädchen, das einem morgens den Café serviert, am Abend in einem Restaurant oder Theater treffen und sie wird wie eine Bekannte begrüßt. Sie kennt die gleiche Freude an der Natur, der Musik, dem Sport. Sie arbeitet wie die anderen auch und ihre Arbeit ist nicht klassifiziert durch ein Rangsystem, das unwillkürlich auch auf den Menschen übertragen würde.

Die Klassifizierung der Arbeit ist von Seiten der Frauen in Norwegen viel stärker aufgelockert als von seiten der Männer. Man bekommt überhaupt in Norwegen leicht den Eindruck, als diene der Staat, so weit ihn die Männer einmal aufgebaut hatten, den Frauen keineswegs als Vorbild. Sie gehen vielmehr ihren eigenen Weg. Es ist sogar möglich gewesen, daß die vereinigten Volksschullehrerinnen bei einer Stadtverwaltung Gehaltsforderungen aufgestellt, begründet und erhalten haben, die beträchtlich höher waren als die ihrer männlichen Kollegen! Und da sich gerade in diesen Monaten die Bauernfrauen Norwegens zu einem Berufsverbände zusammengeschlossen haben, ist der beste Beweis dafür erbracht, daß die hier geschilderten Eigenarten sich nicht nur auf die Stadtbevölkerung beschränken.

Man hat über die norwegischen Frauen viel in der Welt geschrieben. Ueber ihre Schlankheit, ihre Kleidung, ihren Teint. Man hat all dieses immer wieder lobend hervorgehoben. Viel wichtiger erscheint mir, einmal auf die menschliche Entwicklung hinzuweisen, die die Frauen in diesem Lande durchgemacht und durchgesetzt haben.

03 Sind wir wirklich selbständig geworden?, DAZ 08.03.1929 ?

DIE EINE: Da kommt sie zu mir, diese vierzigjährige Haustochter, und schreit wie am Spieß:

„Ich gehe von zu Hause weg, ich muß selbständig werden!“

DIE ANDERE: Selbständig werden, das klingt so, als ob das so einfach wäre. Selbständig werden, dieser alte Traum der Frauenbewegung. Wir sind doch alle längst dahinter gekommen, daß das Unsinn ist.

DIE EINE: So, dann können wir ja hübsch einpacken. Und Sie natürlich auch. Ich möchte nur wissen, warum Sie nicht an den heimischen Herd zurückkehren und Pfeffernüsse backen, wenn Sie nichts von der Selbständigkeit halten.

DIE ANDERE: Worin besteht denn die berühmte Selbständigkeit, nach der sich die Frauen nun bald generationenlang die Seele ausgerenkt haben?

DIE EINE: Ganz einfach darin, daß sie sich äußerlich Ellbogenfreiheit und innerlich Entschlußfreiheit verschafft haben.

DIE ANDERE: Nehmen wir mal an, Sie hätten wirklich diese Freiheit. Und was machen Sie damit? Wenn Sie in Amt und Würden gekommen sind und glücklich eine eigene Wohnung ergattert haben, dann geht das Gejammere los: „Ich kann nicht allein sein, es muß jemand zu mir ziehen!“ Und wenn Sie Urlaub haben, dann brauchen Sie Reisegesellschaft. Und wenn Sie zur Schneiderin oder zum Friseur gehen, dann fragen Sie einen, ob man nicht mitkommen will.

DIE EINE: Der Mensch ist eben ein geselliges Wesen. Und er wird immer andere Menschen verantwortlich machen, wenn es ihm schlecht geht. Warum wollen Sie eigentlich von den Frauen mehr verlangen?

DIE ANDERE: Weil sie so mit ungeheurem Knall und Knatsch auf ihre Selbständigkeit gepocht haben. Wenn man sich einmal umsieht, wie die Frauen nun mit ihrer Selbständigkeit leben, dann kommt einem das Ganze doch ein bißchen komisch vor. Natürlich gibt es einige Frauen, die wirklich selbständig sind, die sogar ihren Mann und die Kinder in die Tasche stecken. Doch solche Frauen hat es schon früher mindestens ebenso viele gegeben. Das Sprichwort „Sie hat die Hosen an“ ist nicht erst von der Frauenbewegung erfunden worden. Im Gegenteil, sie steigt jetzt wieder in den langen Rock.

DIE EINE: Nun hören Sie bloß mit dem langen Rock auf! Ich sehe, ich sehe, Sie haben Ihren Rocksäum auch schon wieder ausgelassen.

DIE ANDERE: Symbol! Symbol! Der lange Rock ist ein Symbol dafür, daß die Selbständigkeit der Frauen Bankrott gemacht hat.

DIE EINE: Sie denken immer bloß an die Epigonen der Frauenbewegung. Die junge Generation weiß ja schon gar nichts mehr von ihr. Die redet nicht mehr von ihr, die ist es einfach! Das werden Sie mir wohl nicht bestreiten.

DIE ANDERE: Sie machen also auch die Vergötterung der Jugend mit. Wenn man die Mädels fragt, was sie werden wollen, dann sagen die Siebzehnjährigen schon, sie wollen bald heiraten. Und das tun sie dann auch, und zwar am liebsten einen Mann in den besten Jahren, der eine gute Stellung hat und ordentlich Geld verdient. Damit ist für sie das Problem der Selbständigkeit gelöst.

DIE EINE: Nun aber Punkt! Es ist ja ganz hübsch, alle Schwächen der Welt nur bei den Frauen zu sehen. Sie h a b e n natürlich alle Schwächen. Aber hat sie der Mann vielleicht nicht? Will der nur immer auf seine beiden eigenen Hände und seinen eigenen Kopf vertrauen? Stürzt er sich selbst nicht immer wieder in tausend neue Abhängigkeiten hinein? Fühlt er sich etwa allein wohl? Wenn er keine Familie hat, dann legt er sich mindestens einen alten Hausdrachen zu, der ihn noch fester am Bündel hat. Und wenn er sich abends allein fühlt, gründet er schnell einen Verein gegen die Einsamkeit. Der ganze Vereinskram ist doch von Männern aus Angst vor der Selbständigkeit gewollt und

gemacht. Die Frau haben genau dasselbe getan. Wo ist da der Unterschied?

DIE EINE: Sie wollen als Frau doch nicht verlangen, daß wir schon heute weiter als die Männer sind. In der Selbständigkeit haben wir sie auf jeden Fall erreicht.

DIE ANDERE: SO? Ist etwa schon mal ein vierzigjähriger Mann zu Ihnen gekommen und hat wie am Spieß geschrien: Ich gehe von zu Hause weg?!

DIE EINE: Nein. Nein.

04 Kinder sind konservativ, DAZ 26.05.1929

„Wir gehen wieder an den Walchensee“, ruft die Zwölfjährige aus. „Wir gehen wieder nach Althagen!“, wirft der gleichaltrige Peter ein. Sie stehen alle zusammen auf dem Hofplatz und reden wild durcheinander und unbewußt völlig aneinander vorbei. „Und dann nehmen wir wieder einen Wagen und fahren durch den großen Wald!“ - „Und wir baden wieder an unserem alten Platz!“ - „Und ich werde wieder Schützenkönig!“

Vor den Sommerferien kann die Welt so grenzenlos weit sein. Erwachsene Menschen häufen Reiseprospekte auf ihrem Schreibtisch an und schwelgen in ihren Gedanken fast zu gleicher Zeit in Sonnentagen unter Zypressen und Agaven, in Wegen über Gletscher und Nordlandmoor, in der Vorstellung von der weiten geruhsamen Landschaft über dem Main und der unfäßbaren Größe der Wanderdünen am Kurischen Haff.

Jedes Jahr soll ein neuer Zuwachs am Reichtum des Schauens und des Erlebens sein, und im Grunde haben wir alle etwas von jener Dame aus Sachsen in unserer Seele, die ich im letzten Sommer an der Ostsee traf: „Jetzt sin mer ieberall gewaesn, im Harz, im Riesengebirge, im Thieringer Wald, an drr Nordsee, un nu sin mrr aauch an drr Ostsae gewaesn.“

Kinder dagegen wollen immer wieder am gleichen Ort sein. Sie kennen die Reise und leben sie in ihren Gedanken in den letzten Wochen davor immer von neuem durch. Sie müssen auf der gleichen Station wieder ihr illustriertes Brot, auf der gleichen Station ihre Selters haben. Sie warten auf das Bauernzimmer, das sie von früher schon kennen, sie wollen die Wirtsfrau vom letzten Jahr wieder sehen, wieder die Blumen auf der gleichen Wiese pflücken, wieder in der Krone vom gleichen alten Birnbaum sitzen. Ihr Schönstes ist es, „wieder“ hier oder dort zu sein.

Es geht mit all ihren Festen so. Die Sommerferien sind genau wie Ostern oder wie ihr Geburtstag ein einziges Fest. Auf dem Geburtstagstisch muß auch Jahr für Jahr wieder die gleiche bunte Decke sein, der gleiche Lichterkranz und das gleiche Lebenslicht mit den roten Herzen darauf.

Als einziger Mißklang schleicht sich nur der Gedanke ein, sie sind vielleicht im nächsten Jahr schon zu groß. Zu groß für das Schützenfest, zu groß für das umgitterte weiße Kinderbett, zu groß, um beim älteren Bruder Reiter auf dem Wege zum Strande zu sein. Sonst wünschen sie immer, recht bald erwachsen zu sein, bei einer lieb gewordenen Gewohnheit aber tritt plötzlich Angst und Bedauern vor dem Großwerden auf.

In Kindern wohnt ein wunderlicher, bis in das Letzte ausgeprägter Gewohnheitssinn.

Man hat merkwürdigerweise heute, da man das Kind zur Majestät erhebt, auf diesen entscheidenden Zug seines Wesens nur wenig acht. Es wird dem Kinde, dem sonst alles dient, in dieser Beziehung nicht mehr sein Recht zuteil. In einem Märchen, von einem Jungen in ein abgelegtes Schulheft geschrieben, las ich von einem, der draußen im wilden Meer und kleinen Boot von Walen umringt die furchtbarsten Abenteuer überstand. Er kam mit knapper Not mit dem nackten Leben davon, doch als er am Abend wieder zu Hause war, stand zur gewohnten Stunde wie immer die Abendsuppe auf seinem üblichen Platz am Tisch.

Dieser Abschluß des Märchens ist typisch für das Kind. Abenteuer sollen in seinen Gedanken in reichstem Maße sein, im Haus, in der Wirklichkeit aber muß Ordnung sein. Es will in seinem Spiel möglichst frei und unbehindert bleiben, von seiner Umgebung verlangt es aber Ruhe und Gleichmäßigkeit und Sicherheit. Sie werden letzten Endes auch seinem eigenen Spiel unterlegt, dessen strenge Regeln bindend für alle Beteiligten sind. Regel und Ordnung ermöglicht erst jedes Spiel, und wer dagegen verstößt, wird Spielverderber genannt. Dem Kind ist das Leben, die Zukunft so unfäßbar und weit, daß es nach Grenzen und nach Gesetzen verlangt. In früheren Zeiten wurde dem Kinde dieses Verlangen durch die bis in das Kleinliche strengen Regeln im Hause erfüllt. Jetzt tritt in sein eigenes Leben von ihm aus gesehen bereits die Unordnung des Lebens der

Großen beklemmend ein. Der Vater geht von der Mutter fort, die Mutter will Abend für Abend außer dem Hause sein. Fremde brechen in die Wohnung ein, das Kind wird mit seinem Abendbrot in sein Schlafzimmer verbannt, und keiner bringt es wie üblich ins Bett, denn es findet eine Gesellschaft statt. Kommt es vom Schulweg nach Haus, ist die Mutter nicht da, sie speist mit dem Vater in der Stadt, und keiner besteht auf dem sonst so verhaßten Mittagsschlaf, keiner fragt seine Aufgaben ab. Was uns selbst als ein großes Geschenk erschien, einmal allein im Haus ohne Aufsicht zu sein, weil es fast niemals geschah, ist für die Kinder heute eine Qual.

Das Kind ist in seinem Wesen im besten Sinne bürgerlich und konservativ angelegt. Wenn es die bürgerliche Ruhe in seiner Umgebung vermißt, wird es um sein Gleichgewicht gebracht. Es will aus den gleichen Gründen um keinen Preis anders als andere Kinder sein. Es wird verzweifelt über ein ausgefallenes Kleid, weil es die Schulfreundinnen immer in „richtigen“ Kleidern gehen sieht. Es findet schön, was man überall wieder sehen kann.

Man reißt die Kinder heute schon viel zu früh in die Schwierigkeit unserer eigenen Probleme hinein. Sie nehmen sogar an den Konflikten zwischen den Eltern teil, und die Wohnungsnot zwingt sie, bei allerlei Auseinandersetzungen zugegen zu sein. Sie werden verwirrt und schließlich kommen sie bis zur Lebensangst, die sich nur selten wieder verlieren kann. Sie fühlen die Sehnsucht nach einem Dasein, in dem alles in festen, sicheren Bahnen verläuft. Sie empfinden es so, wie es einmal spontan aus einem Quartaner kam. Er war mit der Klasse in einem historischen Film gewesen, wo sich die Bilder von Pferderennen und Gladiatorenkämpfen, von Morden und Menschengewimmel fast überschlugen. Alles jagte über die Leinwand ohne Pause dahin. „Warum muß im Film immer so ein gräßliches Durcheinander sein. Man müßte mal einen Film machen, wo Vater und Mutter und die Kinder alle zusammen sind, und wo man sehen kann, wie es von Morgens bis Abends im Hause zugehen muß. Das wäre fein.“

05 Ist der Mann verweiblicht?, DAZ 26.01.1930

Ein aufgezeichnetes Gespräch von Käthe Miethe und Käte Marcus

D i e E i n e: In Paris wird jetzt ein Bühnenstück gespielt mit dem, Titel: „Das schwache Geschlecht“.

D i e A n d e r e: Abgeklapperte Sache. Längst überholt und wissenschaftlich widerlegt.

D i e E i n e: So? Auch dann, wenn das „schwache Geschlecht“ die Männer sind? So ist es nämlich in dem Stück!

D i e A n d e r e: Also zur Abwechslung mal: die Männer als schwaches Geschlecht. Immerhin ein Ideechen. Richtig braucht es ja nicht gerade zu sein.

D i e E i n e: Es ist aber richtig, verdammt richtig, grauenhaft richtig. Die Männer haben abgewirtschaftet. Sie sind gar keine Männer mehr. Sie sind alle verweiblicht.

D i e A n d e r e: Und die Frauen sind alle vermännlicht? Alte Leier. Irres Schlagwort. Jeder plappert es nach und glaubt, den Stein der Weisen gefunden zu haben. Wieso sind denn die Männer eigentlich verweiblicht?

D i e E i n e: Sehen Sie sich doch einmal die Herrenmodengeschäfte an: Seidene Schlafröcke wie für weibliche Filmstars in Hollywood, pastellfarbene Unterwäsche, Schlipse, Socken und Hutband aufeinander abgestimmt. Und: lauter Bric-à-Brac wie auf dem Toilettentisch einer mondänen Frau. Und vor den Schaufenstern stehen Männer in schönsten und besten Jahren und kriegen Stielaugen vor Gier, das alles zu besitzen. Haben Sie mal Schaufenstergespräche zwischen Männern belauscht? „Entzückend, bezaubernd, stilvoll – das ist leider nur für Kastanienbraune – mein Teint verträgt nur – “ Wie die Mannequins!

D i e A n d e r e: Und was schließen Sie daraus, bitte?

D i e E i n e: Die Männer sind hoffnungslos verweiblicht!

D i e A n d e r e: Wegen der pastellfarbenen Unterwäsche, wegen der Seidenfäden im Cachenez? Die sind genau so fadenscheinig wie Ihre Beweisführung. Die Verweiblichung der Männer also eine Erscheinung der Gegenwart, demonstriert an der Mode?

D i e E i n e: Nun ja. Wie die Socke – so der Mann.

D i e A n d e r e: Man denkt heute eben nur in Tagen, höchstens in Jahren. Wunderliche Welt. Und man sollte in Jahrhunderten denken. Wallenstein – um nur ein bescheidenes Beispiel zu nennen – zog mit Spitzenkragen in den 30jährigen Krieg. Der war wohl verweiblicht? Verweiblicht in einem Leben, das keinen Hausstand, keine Frau, keine Kinder mehr kannte, das sich nur in einem Soldatenlager abspielte, in dem die Weiblichkeit allein durch Marketenderinnen vertreten war! Sie werden ungeduldig, wenn ich mit so weit zurückliegenden Zeiten komme? Ich will Sie auch gern mit Goethes farbigen Frack verschonen. Das soll alles begraben sein. Ich möchte Ihnen eine andere Frage stellen. -

D i e E i n e: Sie haben wohl gerade Max v. Böhn gelesen und überschütten mich jetzt mit Ihren Lesefrüchten und Bilderernten?

D i e A n d e r e: Bilderernten! Ausgezeichnet! Paßt mir glänzend in meinen Kram. Sehen Sie sich mal Bilder von der Jahrhundertwende bis heute an. Die Mode der Männer hat sich im Grunde überhaupt nicht geändert. Ein paar Farbflecke sind dazu gekommen. Opposition gegen das Grau der Straßen. Die alte Linie wird nur zaghaft von der Golfhose mit Troddeln unterbrochen. Im übrigen ist die Frage nur die: breite Revers – schmale Revers, durchgeknöpft oder nicht. Die Variationen der Frauenmode dagegen in diesem Zeitraum - - -

D i e E i n e: Stimmt. Geändert hat sich bei den Männern – oder sagen wir mal höflich; bei den Herren noch nicht viel. Aber die Zeitungen und Zeitschriften sind voll von einem albernen Kulturgeschmuse über die Reform der Männertracht. Die wird in einer beängstigenden Weise ernst und theoretisch genommen. Da bemüht sich z.B. ein Herr

Doktor in einem "ernsten Aufruf" an die „Herren der Schöpfung“, die „Künstlichkeit“ und die „Hemmungen“ der Sockenhalter und steifen Hemdbrüste abzuschaffen. Sein Ruf wird ins Leere verhallen, denn die Männer sehnen sich zwar alle aus der Tiefe ihres verweiblichten Herzens nach dem leichtbeschwingten „porösen“ Gewand. Aber sie sind schon so verweiblicht, daß sie sich aus Eigenem keine neue Tracht schaffen können, sondern ergeben auf das Diktat eines noch nicht erstandenen Modeschöpfers warten, Wie wir.

D i e A n d e r e: Ein kümmerlicher Vergleich! Die Frauen springen doch besinnungslos von einer Mode in die andere. Man sagt allerdings, Männer machten die Frauenmode. Dann müßten also logischerweise die Frauen die Männermode ändern. Aber das fällt ihnen gar nicht ein, denn sie wollen den Mann im ausgesprochen männlichen Gewand. Sie wollen den männlichen Mann, und den gibt es auch heute noch.

D i e E i n e: Bin anderer Meinung. Wir sind bald soweit wie Amerika und England, wo die Männer bis zum Weißbluten schupften, damit die Frauen einen sinnlosen Luxus treiben und unaufhörlich shopping gehen können. Wo die Männer Kleider von der Stange tragen, damit ihre Frau und Gebieterin in den Maßsalon gehen kann. Wo sie Kinder trocken legen und spülen, damit die gnädige Frau sich nicht die Hände verdirbt.

D i e A n d e r e: Das käme also gewissermaßen auf eine Verweiblichung der ganzen Welt hinaus?

D i e E i n e: Das glaube ich nicht. Wenn die Wagschale der Männlichkeit immer leichter wird, muß die der Weiblichkeit naturgemäß sinken.

D i e A n d e r e: Also: der Mann wird weiblich, die Frau wird männlich. Da sind wir wieder bei der alten Phrase angelangt. Wissen Sie, wie es sich tatsächlich verhält?

D i e E i n e: Jetzt bin ich gespannt auf Ihrer Weisheit letzten Schluß.

D i e A n d e r e: Die ganze Welt ist auf dem Wege zur Vermännlichung!

D i e E i n e: Holla, holla!

D i e A n d e r e: Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen noch einmal mit Goethe komme. Ich bin nämlich eben in Weimar gewesen, zum erstenmal, und sowas bleibt hängen. Damals, zu Goethes Zeit, muß die ganze Welt recht weiblich im heutigen Sinne gewesen sein. Damals haben die Männer genau soviel wie die Frauen geweint und geschwärmt. Die Männer tun das schon lange nicht mehr, und die Frauen haben es sich wunderlicherweise inzwischen auch abgewöhnt. Daß man von einer Verweiblichung der Männer redet, ist genau so eine oberflächliche Behauptung, wie das rosa Unterhemd eine ober- oder besser unterflächliche Stellung unter dem strengen Revers einnimmt. Der Mann ist nicht verweiblicht, die Frau ist absolut nicht vermännlicht. Die ganze Welt hat zur Zeit eine, wenn man so sagen darf, männliche Richtung eingeschlagen, in der der Mann ruhig die Stuben wuschen darf, ohne daß ihm dabei ein Stein aus der Männerkrone auf das frisch gebohnte Parkett fallen muß.

D i e E i n e: Also, das Thema ist für Sie abgetan. Ich möchte mal wissen, was die Männer eigentlich zu der Sache sagen!

06 Epigonentum - Ein Wendepunkt in der Frauenbewegung, DAZ 16.02.1930

Von irgendeiner Seite muß es einmal gesagt werden, daß sich die Frauen, soweit sie sich bereit machten, die ihnen zugebilligte Selbständigkeit in die Tat umzusetzen, an einem Wendepunkt befinden. Nicht etwa, weil es meist das Schicksal im Menschenleben, sich selbst eines solchen Wendepunktes erst dann bewußt zu werden, wenn er unachtsam überschritten wurde, sondern weil jetzt der Eindruck entstehen kann, daß die Frauen zwar diesen Wendepunkt fühlen, ihn aber bewußt umgehen, ihm ausweichen, und die Entscheidung auf einen späteren Zeitpunkt verschieben möchten.

Dieser Wendepunkt, an dem sich die Frauen - man muß hier wohl klarer sagen, eine neu auftauchende Frauenbewegung - befinden, bedeutet nichts Geringeres als der Schritt vom Außergewöhnlichen zum Gewöhnlichen, vom Ausnahmestadium zum Alltagszustand, vom Interessanten zum Selbstverständlichen. Die Stunde ist nämlich gekommen, in der die Frauen aus der Tatsache, daß sie ihre Freiheit bekamen, daß sie sie mehr oder weniger glücklich, mehr oder weniger erfolgreich in Anwendung bringen, aus der Tatsache, daß sie wirklich ihr eigenes Leben in eigene Regie nehmen können, so weit das überhaupt der Einzelperson, die immer der Schicksalsbahn ihres Volkes verknüpft bleibt, möglich ist, nicht mehr um ihrer selbst willen eine Bedeutung und ein Ereignis machen dürfen, sondern allein auf das Ergebnis und die Bewährung bedacht sein sollten. Man gewinnt aber mitunter heute den Eindruck, als ob der Wille zur Erfüllung dieser Stunde fehlt.

Gewiß: es ist sehr viel erfreulicher und auch in vieler Beziehung abspornender, gewissermaßen im Rampenlicht zu leben, als einer von denjenigen zu sein, die zu der in Dunkel gehüllten Menge zählen. Es gehört auch Mut dazu, aus dieser hellbestrahlten Isolierung hervorzutreten und einer von den vielen zu werden, die weniger gesehen ihre Wege gehen, ihre Kämpfe kämpfen und vielleicht auch ihre Siege erringen. Zu diesem Mut aber finden sich die Frauen anscheinend nur schwer bereit. Sie tragen vielfach noch das Bewußtsein nach außen gekehrt, daß sie etwas Besonderes sind, um dieser Freiheit willen, die doch andere vor ihnen schon für sie erkämpften, und da viele Frauenprobleme, die vor Jahrzehnten zu heftigen Kämpfen führten, erledigt und gelöst sind, werden neue Probleme an die Öffentlichkeit gezogen, die an sich gar nicht neu sind, sondern zu den allerältesten gehören, und deren Lösung niemals die Sache der Gesamtheit sein kann, sondern dem einzelnen überlassen bleiben muß, dem sie auferlegt wurden, - wie es ebenfalls die Jahrhunderte ihres Bestehens bereits bewiesen. Man muß wohl auf einige Beispiele hinführen, um das soeben gesagte klarer darzulegen.

Es finden sich heute stärker denn je Frauen bereit, ihre Berufstätigkeit als etwas besonders Interessantes und Beachtenswertes hinzustellen. Sie haben selbst das Gefühl, interessant zu sein, weil sie diese oder jene Arbeit ausführen, auf die vordem noch keiner gekommen ist, oder die bisher nur von Männern ausgeführt wurde.

Wenn Frauen heute ein etwas ferner liegendes Arbeitsgebiet zu dem ihren machen, dann tun sie eigentlich nichts anderes als das, was die Aufgabe, für sich selbst nach besten Kräften einzustehen, gebietet. Die Welt ist aber noch so freundlich, dieser Sache ein gewisses Interesse zu schenken, sie wird es nicht mehr allzu lange sein können.

Wenn sich nämlich heute ein Mann zu einem „interessanten Männerberuf“ bekennen würde, wäre das eine schwer vorstellbare Angelegenheit. Die Frau, die auf ihren interessanten Frauenberuf pocht, sollte es eigentlich auch bald sein. Denn das ist der letzte und auch der berechtigte Zweck der Frauenbewegung gewesen, daß sie die Frauen aus ihrer Sonderstellung herausreißen wollte und im wirtschaftlichen Leben auf eine Gleichstellung bringen wollte, um im Beruf und in der Auswirkung ihrer Fähigkeiten neben dem Manne zu stehen, Seite an Seite mit dem Mann.

Das alte Thema der Frauenbewegung ist verklungen. Es hat sich erfüllt. Wir wissen alle, daß noch vieles zu wünschen und zu fordern übrig blieb. Doch im großen betrachtet,

haben wir doch seit Jahren den Abschluß eines Mantelvertrages in der Hand, und es wird um einzelne Ausführungsbestimmungen weiterverhandelt.

Doch immer von neuem tritt jetzt ein Kardinalproblem an die Öffentlichkeit. Das Lieblingskind scheint zur Zeit das Problem der Berufsfrau und Mutter zu sein. Und wenn man den einzelnen Ausführungen über dieses Thema folgt, dann muß man glauben, daß die Frauen hier vor ganz neue Aufgaben gestellt sind. Dabei aber hat dieses Problem seit endlosen Zeiten bestanden, es gehört heute wie früher in weiten Kreisen zum täglichen Brot. Die Landfrau und die Bauernfrau trug es bereits auf ihren Schultern, ehe es als Problem überhaupt entdeckt worden ist, und die Frau, die neben ihrem Manne im Laden steht, die Waschen und Reinmachen geht, ebenfalls, und jede von ihnen weiß nur das eine, daß sie ein Leben, welches ihr so viele verschiedene Pflichten auferlegt, möglichst getreu zu Ende führen muß, ohne daß sie sich als eine Ausnahme dabei fühlt. Denn sie birgt, vielleicht unbewußt, die Erkenntnis in sich, daß Frauenleben von Natur aus mit besonderen Aufgaben belastet wurde, daß aber auch das Männerleben wieder andere Lasten zu tragen hat.

In die Spuren großer Künstler und hervorragender Persönlichkeiten trat immer das Heer der Epigonen, die zum Teil noch von dem Ansehen und der Aufmerksamkeit leben, die man den Großen gespendet hat. Es sieht heute fast so aus, als ob auch die Frauenbewegung teilweise in das Stadium des Epigonentums getreten ist. Doch wenn ihre Führerinnen einmal den wirklich großen Mut aufbrachten, ihre einzelne Stimme zugunsten der noch schweigenden, unbekannteren Menge in der Öffentlichkeit zu erheben, dann sollten diejenigen, die nach ihnen kamen, den weitaus geringeren Mut nicht vermissen lassen, den entscheidenden Schritt zu tun, der jetzt erfolgen muß: aus dem Außergewöhnlichen in das Selbstverständliche überzugehen, sich nicht mehr um ihrer Tätigkeit willen interessant zu fühlen, sondern sich in ihrer Tätigkeit allein um der Leistung willen zu beweisen, wie man es schließlich auch von jedem Manne verlangt.

07 Helene Lange , DAZ 14.05.1930

Dr. hc. H e l e n e L a n g e verschied gestern abend gegen 8 Uhr nach langem Leiden im Alter von 83 Jahren in einer Klinik in der Nassauischen Straße. Am Sterbebette weilte ihre langjährige Freundin und Mitarbeiterin Getrud Bäumer.

„Die Anspannung und Auswirkung geistiger Kräfte bedeutet an sich Leben und Glück“. Diese Worte, die Helene Lange einmal in ihren Lebenserinnerungen niedergeschrieben hat, kennzeichnen Wesen und Denken der Frau, die als letzte der großen Führerinnen der deutschen Frauen aus der Enge eines häuslichen Daseins in die Weite des Lebens hinaus, dorthin, wo der Kampf um die Auswirkung der Persönlichkeit in der Öffentlichkeit beginnt, bis in unserer Tage hinein gelebt hat.

Helene Lange wurde 1848 in Oldenburg an einem Tage geboren, an dem sich die erregte Menschenmenge auf den Straßen durch Einwerfen der Fenster eine kleine Nachfeier der Märztage gestattete. Doch ihr Leben entsprach nicht diesem Stern, der über ihrer Geburt stand: Trotz aller Kämpfe, die sie für eine Reihe von Jahren an die Front gegen die Tradition und Gewohnheit der Mädchenerziehung stellten, zeigte es niemals die Hast und die Heftigkeit besinnungslosen Draufgängertums. Ihre geistige Entwicklung und ihre Kampfmethoden waren von innerer Ruhe, gesunder Vernunft und steter Selbstkontrolle bestimmt. In ihrer Gestalt wurde in Vollkommenheit das offenbar, was die Freiheitskämpfe der deutschen Frauen von denen anderer Länder grundlegend unterscheidet.

Helene Langes Jugendjahre verliefen unter der sicheren Hut eines wohlgeordneten Bürgerhauses. Als das einer „Koopmanns Tochter“ fügte sich ihr Leben genau in die Formen der tragenden Mittelschicht früheren Wohlstandes ein. Sie erhielt den Unterricht, den man zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts allen Töchtern aus jenen Kreisen gab, und sie nahm auch das Dasein eines jungen Mädchens, das mit Wirtschaftsführung, mit Handarbeiten und Bällen, mit harmlosen Festen und kleinen Pflichten ausgefüllt wurde, ohne jegliche Auflehnung hin. Aber in einem Pfarrhaus, wohin sie gesandt worden war, empfand sie einstmals bei den Gesprächen der Männer einen leisen Groll darüber, daß sie als Mädchen von einer Welt ausgeschlossen blieb, die „auch dem Dümmersten, nur durch Einpauken durch die Reifeprüfung geschobenen Manne“ offen stand. Auch die Lern- und Lehrzeit in einem Elsässer Pensionat, die Jahre als Erzieherin in einem vornehmen Hause, gingen nicht über das übliche eines bürgerlichen Mädchenschicksals jener Zeit hinaus. Doch als sie eines Tages an ihren Vormund mit der Bitte herantrat, das Lehrerinnenexamen machen zu dürfen, richtete sich durch die Worte des Vormundes; „das hat noch niemand im Oldenburger Land getan“, die erste Schranke vor ihrem Zukunftsbild auf.

Das Lehrerinnenexamen in Berlin brachte die Entscheidung für ihre Lebensbahn. Man hat sie oftmals die Theoretikerin der deutschen Frauenbewegung genannt. Dieses Wort erscheint einem aber bei einem Rückblick auf ihre Leben und Wirken verfehlt. Sie trat in den Lehrerberuf ein. Aus der Erkenntnis und der Erfahrung dieser praktischen Arbeit wurden alle ihre Gedanken und Pläne gespeist. Das Haus Tiburtius und das berühmte Werk Stuart Mills haben die junge begeisterte Lehrerin zuerst mit den Frauenfragen bekanntgemacht. Aber sie wandelten sie nicht zu einer Frauenrechtlerin im gewöhnlichen Sinn. Ihr Wissen um die fundamentalen Gegensätze beider Geschlechter und ihr Glaube an die Notwendigkeit, die Forderungen der Frauenbewegung auf dieser Verschiedenheit aufzubauen, drängten sie gerade in den Jahren, in denen der Radikalismus unter den Frauen begann, zu fast reaktionären Anschauungen im Sinne der damaligen Zeit. Die Frau, die 1889 die Realkurse für Mädchen begründet, die diese Lehrstätte drei Jahre später bereits in Gymnasialkurse umwandelte, ohne daß irgendeine Zusage für die Zulassung der Schülerinnen zur Reifeprüfung bestand, hat anfangs

den Wunsch der Frauen nach Gymnasialbildung gleich den Männern rigoros abgelehnt. Doch als sie dann die oberste Klasse ihrer Kurse zum ersten Examen führte und dabei die Mädchen, wie sie selbst einmal erzählte, „wie eine Glucke behütete“, war sie auf Grund ihrer Erfahrungen über die Aufnahmefähigkeit und Lernbegierde der Schülerinnen ihres Erfolges gewiß. Die Zeit gab ihr auch später in jeder Beziehung recht.

Den ersten öffentlichen Kampf, die ersten wirklich bösen Anfeindungen zog sich Helene Lange durch ihre berühmte Schrift über die Beteiligung des weiblichen Elements an dem höheren Mädchenschulunterricht und über die Errichtung staatlicher Bildungsanstalten für wissenschaftliche Lehrerinnen zu, die unter dem Namen „D i e g e l b e B r o s c h ü r e“ in die Dokumente der deutschen Frauenbewegung eingegangen ist. Sie bildet jetzt das Kernstück des zweibändigen Werks „K a m p f z e i t e n“, das aus Anlaß ihres 80. Geburtstages als eine Sammlung ihrer wichtigsten Beiträge und kleineren Schriften erschien. Hier sind für die Nachwelt auch die großen Aufsätze erhalten worden, die im Verlaufe von mehr als drei Jahrzehnten in der von Helene Lange selbst gegründeten, repräsentativen Zeitschrift „D i e F r a u“ veröffentlicht wurden.

Bis in ihre letzten Lebensjahre hat Helene Lange unermüdlich in Wort und Schrift für die Frauenbewegung gewirkt. Die Reihe ihrer Veröffentlichungen ist zu groß, um hier aufgezählt werden zu können. Sie lehnen sich fast alle unmittelbar an die Zeit an. Aus dem Fachkreis des Lehrberufs greifen sie hinaus zu allen Problemen, die den Tag bewegen, deren Lösung die Zukunft bestimmt. Vom Tag und von der Gegenwart suchten ihre Augen zugleich zurück zur Vergangenheit, um beides zu vereinen und beides zu verstehen. So wie ihre Lebenszeit eine ganze Epoche umschloß, so umschließt auch ihr Werk den geistigen Inhalt einer wachen und lebendigen Frau, deren ganzes Leben unter dem erfolgreichen Wollen stand, jeweils als recht und richtig Erkanntes in die Tat umzusetzen.

08 Mein Sommertraum, DAZ 20.05.1930

Jedweder geht jetzt mit einem Traum einher. Man sieht es ganz deutlich so gegen Abend, wenn das Licht wieder durch grüne Blattdächer scheint: jeder Mensch zieht mit einem Traum seines Wegs. Der Traum wird wohl tausendfältig verschieden sein, aber das weiß man nicht. Man weiß nichts von seines Nächsten Traum, man weiß nur von seinem eigenen Traum. Doch irgendetwas weit draußen wird es immer sein, vielleicht bisher nicht viel mehr als ein buntes Bild auf einem Reiseprospekt, oder nur Wasser, nur Meer, nur Wiese, nur Wald, nur ein namenloses weites Land, nur eine Kette von Gipfeln, nur ein Hang, auf dem Blumen stehen.

Man weiß also nur von seinem eigenen Traum, und der trägt ein wunderliches Gesicht. Man wird eines Tages, recht bald wohl schon, ausgehen müssen, um den ersten Schritt zu seiner Verwirklichung zu tun. Dann kauft man sich ein großes Taschenmesser ein, vielleicht auch noch einen Zollstock dazu, einen gewichtigen gelben, der in vielen Gelenken knackt, denn einmal wird man wieder ein Kleid überziehen oder irgendein merkwürdiges, unbenennbares Ding mit vielen Taschen darin: in diese Taschen kommen Messer und Zollstock hinein.

Man träumt davon, daß man beides braucht, so wie jetzt seine Handschuhe und seinen Regenschirm, daß man mit beiden durch Haus und Garten geht und sie braucht, daß man schnippelt und mißt und plötzlich wieder in einer Weise tätig ist, die nichts mehr mit allem zu tun haben darf, was man sonst so in seinen Tagen betreibt.

Der Gedanke kann wie eine unerhörte Wonne sein, daß man stehen wird, in die Tasche greift und das Taschenmesser gebraucht. Früher hätte man dabei nur an einen Bogen gedacht, den man sich im Haselstrauch sucht, oder an jene herb schmeckenden Flöten, die man dem Weidenbaum entnimmt. Es kann aber auch sein, daß man genau, wie es der Zimmermann tut, mit dem Messer das Holz am Brunnenrand oder am Gartenzaun prüft, daß man die Probe macht, ob es auch nicht schon weich wie Butter ist, ob das Messer mühelos bis an den Schaft versinkt; dann ist es Zeit zu weiterer Tat.

Und der Zollstock? Was kann nicht alles gemessen sein! Diese Wichtigkeit, die in der ausholenden Bewegung des Messens liegt, ob es die Breite von einem Gartenweg ist oder die Höhe von einer Tür, - für den Traum ist es gleich, auch für das geheimnisvoll spannende Vorgefühl: man wird es selbst sein, der das tut.

Dann kommt der Tag, der große, vielleicht sogar der schönste Tag vom ganzen Jahr, da packt man die Schreibmaschine in ihren kleinen Koffer hinein und hängt die Bahnadresse mit ihrer Lederschnalle dazu. Die Schreibmaschine muß nämlich auch in diesen Traum, der so unmodern scheint und doch sehr zeitgemäß ist, mit inbegriffen sein. Denn es kann doch sein, daß einem etwas einfällt, auch wenn man nicht an Arbeit und Auftrag, an Zeilen und Honorare denkt, gerade, wenn man mit Messer und Zollstock durch seinen Garten geht. Oder es muß etwas einfallen, weil der Maurer mit seiner Rechnung für eine Winterarbeit kommt und sein Geld verlangt, weil man Farbe zum Streichen braucht, oder auch Geld für ein Fest. Es ist gut, man hat die kleine Maschine immer im Haus, sie gibt doch das Brot.

Noch etwas anderes packt man dann ein - man sieht es in seinem Traum schon ganz genau - das ist der Kasten, der die Ziehharmonika birgt. Er muß neben dem Kofferchen mit der Maschine im Auto, im Zuge, auf dem Rücken des Trägers, auf dem kleinen Vorschiff und dann im Hause sein. Denn es kann geschehen, daß man plötzlich Verlangen nach jener Musik verspürt, die für andere Menschen sicher recht schrecklich klingt, daß die Stunde kommt, in der man unweigerlich nach einem schmalzigen Walzer verlangt und mit Hochgenuß, auch wenn es ein wenig schrillt oder knurrt, die Treckfidel für die zwei dunklen Augen, den Böhmer Wald oder die Reeperbahn schwingt. Und wer weiß es schon sicher, ob man nicht plötzlich furchtbar gern die Loreley wieder hört oder etwas noch mehr Verpöntes spielen will, nur weil es so hübsch ist, die Finger auf den

vielen weißen Knöpfen zu spüren, zu hören, daß der Ton langsam und gedehnt mit der Luft entweicht und dann plötzlich ganz kurz und ganz leicht aus dem riesigen Balg entspringt.

Um all diese Dinge spielt der Sommertraum. Er spielt auch noch um vieles andere herum. Wozu soll man das alles erzählen? Er endet mit einem goldenen Gebild, und wenn er wahr wird, wird vor dem Sommerhaus eines Tages in kindischem Hochmut eine Kugel auf grünem Stock aufgepflanzt, eine Art von Standarte, ein Zeichen, daß man angekommen ist. Ein Engel, groß, glänzend und aus Gold. Doch sie ist nur aus Glas, und sie ist nur vergoldet, und wenn man sich in ihr spiegeln will, sieht man sich klein, ganz klein und verzerrt. Oder nicht?

09 Werden wir weniger schön?, DAZ 01.06.1930

Ich will diese Frage aus Freundlichkeit nicht so stellen, wie sie eigentlich gestellt werden müßte, nämlich „ob wir häßlicher werden“, und begnüge mich damit, die Feststellung zu wagen, ob wir, - das heißt in diesem Falle nicht etwa allein die Frauen, sondern die ganze Menschheit, - weniger schön werden oder nicht, wobei ich zu beachten bitte, daß dieses „Schön“ oder „Häßlich“ sich nicht auf den einzelnen und sein jeweiliges Alter bezieht, sondern wiederum auf die ganze Menschheit an sich, auf unsere eigene Generation in dem guten alten Sinne, der zum mindesten zwei Jahrzehnte mit diesem Begriff umspannte, nicht aber, wie es heute mode geworden ist, oder vielleicht, wie es gestern noch mode war, nur einen einzelnen Jahrgang.

Es ist eine Tatsache, eine sehr nachdenkliche sogar, daß einem immer wieder in einem kleineren oder größeren Kreis von Menschen, deren Anknüpfungs- und Verbindungspunkte so restlos erschöpft sind, daß die Gastgeber in ihrer Verzweiflung zum Herumreichen von Photographien greifen, an Hand dieser Bilder, falls es alte Bilder sind, die die vergangenen Generationen zeigen, der Ausruf entschlüpft: Wir hübsch, ja sogar, wie schön sind die Menschen früher gewesen! Wenn auch während der Anwesenheit anderer Menschen die logische Folgerung dieser Feststellung meist unter den Tisch fällt, daß die Menschen also heute weniger schön oder auch nur hübsch sind, als früher, irgendetwas von dieser Erkenntnis wacht auf. Man nimmt sich ab und zu wieder ein Daguerreotyp zur Hand oder eine der frühen photographischen Kopien, betrachtet nachdenklich die Züge der Angesichter, die man erblickt, und stellt dann nicht nur Vergleiche mit dem eigenen Spiegelbild, sondern auch mit den vielen hundert Gesichtern, die einem tagtäglich begegnen, an, und begreift plötzlich nicht mehr, wieso gerade die heutige Generation zahlreicher Altersstufen auf ihr Hübschsein, oder ihr Schönergewordensein pocht.

Diese Feststellung hat nichts mit dem Drum und Dran der Mode zu tun, denn man lacht selbstverständlich über das komische Hütchen und die derben Knöpfschuh, die das junge Mädchen vor ihrer Verlobung trug. Man lacht über den Anzug des Bräutigams und das steife entstellende Matrosenkleid der an sich noch sehr jungen Frau. Doch über diese Belanglosigkeiten geht man recht schnell hinweg, und der Blick haftet an den klaren Stirnen, auf den ruhigen, schönen Augen, auf den stillen, schlichten Linien des Gesichts und auf der inneren Vornehmheit, die aus der ganzen Haltung des Mannes spricht, der im Leben vielleicht ein von Marktplatz zu Marktplatz reisender Pfefferküchler war. Man vertieft sich in die Ruhe und Sicherheit, in die Rassigkeit des Angesichts einer Frau, deren Eltern vielleicht noch mit einer Schar ärmlichster Webersleute als Kolonisten nach Deutschland zogen, die selber jahraus, jahrein ihr Kind bekam und sicherlich manchmal nicht wußte, wie sättigt sie die vielen hungrigen Mäuler an ihrem Tisch. Man kann natürlich nach manchen, ganz plausiblen Erklärungen dieser Beobachtung suchen, kann sie auch finden. Etwa die, daß die alten Photographien durch ihre lange Expositionszeit den Menschen zur äußersten Ruhe und Sammlung zwangen, und daß aus dieser von außen vorgeschriebenen Situation die klare, eindringliche Bildwirkung eines in sich ruhenden Angesichts kommt. Aber schließlich glaubt man dieser Erklärung nicht ganz, denn es ist weit mehr, als nur diese minutenlange Ruhe, was den Unterschied zwischen dem Gesicht von einst und dem Gesicht von heute bedingt. Der Vergleich fällt in jedem Fall für uns ungünstig aus, ungünstig für eine Zeit, in der die Schönheit des Menschen und die Pflege des Gesichts zu einem unerhörten Kult geworden ist, in der das als unumgänglich erachtete tägliche Pensum der Schönheitspflege immer mehr Zeit und Studium in Anspruch nimmt. Unsere Vorväter und Vormütter haben zwar auch ihre Schönheitsmittel gekannt. Man erinnert sich noch dunkel aus seinen Kindheitstagen, daß die ganz alten Leute damals von Quittensaft sprachen, und junge Mädchen vor dem Frühstück einen Teller roher, geschnittener

Karotten zur Pflege des Teints empfohlen. Doch all diese Mittel waren eine Kinderei gegenüber dem Drogenladen, über den heute jede Frau verfügt, die auf sich hält. Mitunter scheint es so, als ginge es überhaupt mit der Schönheit der Menschen unserer Breitengrade zurück. Denn sehr offene und wohl auch sehr uneitle Menschen geben bereits zu, daß ihre Eltern bessere und feinere Gesichter besaßen und daß sich das Merkmal ihrer Rasse, ihrer Familie von Generation zu Generation mehr verliert. Die Gestalten sind besser geworden, doch konzentriert man sich auf das Gesicht ... ? Man hört sehr oft die Meinung äußern, daß die wachsende Hetzjagd des Lebens dem Angesichte unserer Zeit die Ruhe und innere Vornehmheit nahm. Das müßte dann allerdings heißen, daß die Menschheit wirklich jene Schönheit, die sich in glatten und reinen Stirnen, in klaren Augen, in den feinen Zügen seelischen Gleichgewichts zeigen kann, und die mehr als jedes Ebenmaß der Proportionen das Prädikat menschlicher Schönheit verdient, für alle Zeit verliert, daß sie sie schon endgültig verloren hat. Das wäre hart, denn jene Schönheit ist ein viel zu großes, seelisches Menschengut, als daß man ihren Verlust für alle Zeiten erträgt. Sie war einmal da, sie ist heute fast nur noch im Bilder erhalten, doch es muß möglich sein, daß sie einmal wieder zum Leben erwacht. Vielleicht ist des so, daß wir heute in einem Uebergang sind, daß der Kampf um neue Lebensformen, das Ringen um einen lebenswerten Platz in einer in seelischem wie in geistigem Chaos befindlichen Welt, diese Abkehr von dem Adel der Züge früherer Geschlechter schafft, und daß bald einmal eine Zeit aufsteigt, in der in einem Kreise, in dem aus Mangel an Unterhaltungsstoff die Bilder von uns und den Unseren die Runde machen, der Ruf ertönt: Wie häßlich ist die Menschheit damals gewesen! Wieviel schöner sind wir seitdem geworden!

10 Frauenkameradschaft, DAZ 07.09.1930

Dr. Margarete Kurlbaum-Siebert zu „Rivalen-Kameradschaft“:

Jede Kameradschaft kann nur die Folge gemeinsamen Kämpfens sein. Sie ist die schönste Frucht vor allem des zusammengeschlossenen Männerkampfes an sich, des Krieges. Kameradschaft setzt, trotz allen Anscheins ihres Charakters gerade als freie Bildung, doch die Gewöhnung durch unausweichliche Disziplin voraus, in der das Gefühl für Ein- und Unterordnung zuerst erzwungen wird, um dann zum Ideal freier Kameradschaftlichkeit emporzublühen und geheiligt zu werden. Der Mann hat Jahrtausende von Gewöhnung zur Kameradschaftlichkeit hinter sich.

Frauen. Sie hatten die Bestimmung, einzeln im Hause zu walten. der Exote hält heute noch für seine Frau das Ideal ungefähr von Gefangenschaft aufrecht. Sie war dazu da, Hüterin des zur Heiligung zu verhelfen. Das hat sie getan.

Lückenlos hat durch Jahrtausende für sie gegolten, was Shaw noch für jetzt sagen läßt: „Der einzige Weg, auf dem eine Frau anständig für sich sorgen kann, ist der, gut zu einem Manne zu sein, der es sich leisten kann, gut zu ihr zu sein.“ Sie mußte, oft um den Preis von Leben und Sterben, immer um den von Wohlergehen und Verkümmern, dieses Ziel mit allen Mitteln, im Guten und im Schlimmen, erreichen. Selbstverständlich mußte sich so für ihr Geschlecht die Politik der kleinen Mittel ausbilden, bis zur Meisterschaft. Ein Wunder, daß die Frauen nicht in ihr stecken blieben. Sie hatten Gott sei Dank auch immer das Erbteil des Mannes mit seinem unsagbaren Vorzug, offen kämpfen zu dürfen.

An der Jahrtausende alten Gewöhnung des Mannes zur Kameradschaft gemessen sind die Erfolge in dieser für sie so neuen Kunst erstaunlich. Sie hatte bisher kaum eine Ewigkeitssekunde, noch nicht fünfzig Jahre.

Zeugnisse, aus denen gültig geschöpft werden kann, liegen noch kaum vor.

Die subjektive Aeußerung sei gestattet: Viele, auch temperamentvolle Frauen, ziehen Arbeit mit nur Frauen der in jedem gemischten oder sonst Nur-Männerbetriebe vor, und zwar als Untergebene, als Mitarbeiterin, als Vorgesetzte. Für Frauen als Vorgesetzte und Schöffin bestätigt sich, daß sich ihr Gefühl aufs lebhafteste auf die weibliche Angeklagte einstellt, auch wenn sie ganz unsympathisch ist und ihre Schuldigfindung außer jeder Frage steht.

Der allgemeine Ausdruck für deutsche Frauenkameradschaft ist die deutsche Frauenbewegung. Sie mag nicht immer nur angenehmer Ausdruck für die deutschen Frauennotwendigkeiten sein, zuweilen der Fülle, des Lebensleuchtens entbehren. Sie mag auch dem Ideal der weiblichen Nachfolgeschaft nicht immer entsprechen, die ja nichts von den Bollwerken von Dummheit und Konkurrenz ahnt, gegen die einst anzutreten war. Aber ohne jeden Zweifel ist die Frauenbewegung allein aus heißem Kameradschaftsgefühl einiger Frauen für ihre Mitschwester durchgesetzt worden, oft sogar, in sehr bitterm Maß, auch gegen die Widerstände weiblicher Engstirnigkeit. Heute pflückt jedes Weib bis in den letzten Dorfwinkel sowohl bei der Arbeit wie im Familienleben die Früchte der Freiheit, die das Kameradschaftsgefühl jener ersten Frauen für sie pflanzte.

Die Kameradschaftlichkeit der Männer, sicher ein schönstes Gut für sie und die allgemeine Welt, hat aber auch ihr dunkelstes Gegenbild. Giftigster Geistes- und Brotneid in Millionen von Zeugnissen niedergelegt, auf jedem Betätigungsfelde männlichen, öffentlichen Lebens. Bonzentum, Parteihader, Gezänk um Anschauung und Ideal. Der wütende Kampf mit allen Mitteln, auch dem der Hinterlist, der Niedertracht und Verleumdung um jede Stufe des Aufstiegs.

Unsere junge weibliche Generation. Sie ist immer noch im Uebergang. Sie weiß gar nicht, wie sehr noch. Jede neue Herausbildung weiblicher Lebensformen steht noch aus.

Die junge weibliche Generation ist eingezwängt in die beiden Notwendigkeiten, einmal, daß sie sich in ihrer Ausbildung für den öffentlichen Lebenskampf genau so wie der Mann rüsten muß, dann, daß ihr erotisches Erlebnis sie dennoch, auch im Ideal, ganz anders als den Mann, dem immer und unter allen Umständen das Berufsideal bleibt, auf sich selbst und ihren engsten Kreis zurückgeführt.

Heute werden in der Erziehung der Frauen die alten weiblichen Ideale von Takt und Liebenswürdigkeit, einstens unumgänglich, völlig vernachlässigt. Sie kommen unserer jungen weiblichen Generation ungefähr lächerlich vor. Der Ersatz, der Takt freier Kameradschaftlichkeit, darunter auch die Ehrerbietung vor dem Sein und Leistung des andern, und nicht nur die des Ältern für die Jüngeren, sondern auch die kameradschaftliche Ehrerbietung des Jüngern Menschen für den Ältern, konnte sich noch in keiner Weise festigen. Aber die Lebensschule für die Frauen geht ja ihren sogar recht unerbittlichen Weg weiter. Die Katastrophen durch den Krieg bis in jeden letzten Winkel jeder Häuslichkeit durchbrachen für immer die Schranken jedes Nur-familien-haften-Denkens. In der Schule wird jede Frau heute ganz anders als früher zur Kameradschaft erzogen. Das Muß des Berufslebens, gerade auch der Druck tausendfacher Beweise, daß die Frauen doch immer noch in einem Männerstaat arbeiten, muß zu Kameradschaftsverbänden der Frauen in immer weiterem Maße führen. Die englischen und amerikanischen Frauenkollegs haben dafür schon ihre erstaunlichen Beweise innerer und äußerer Art.

Kein Ideal des Mannes ist unumgeformt von der Frau zu verlangen. Auch das Ideal der Kameradschaft, wie es stark in den Herzen starker Frauen glüht und Werte schafft, muß anders sein als das des Mannes. Für die junge Generation wird es sich darum handeln, doch zu den Formen menschlicher Vornehmheit, gütigen persönlichen Verstehens und Wohlwollens zurückzufinden, die einst die Ideale für die feingesinnte Frau waren, und ohne die das Heim unerträglich wird. Dabei aber dieses Ideal zu erweitern und zu durchleuchten vor der Erkenntnis, daß jede Ueberwindung egoistisches Nur-für-sich-seins, jeder Anschluß, sei auch nur im Gefühl, an die Gleichheit der andern im Leiden und Erleben erst den höchsten inneren Reichtum gibt. Daß Verstehen, Duldung und Hilfe des Einzelwesens in die Glut des großen Allgemeinerlebens einsetzen und gerade so alle Lebenskraft steigern und zu Frucht bringen.

11 Was liest unsere Jugend ?, DAZ 05.10.1930

Diese Frage ist in den letzten Jahrzehnten so oft aufgeworfen worden, so viele jugendpädagogische und jugendpsychologische Untersuchungen haben sich um sie gesammelt, daß man dieses Problem bereits als „die große Mode in der Jugendpsychologie“ bezeichnet hat. Sie ist auch der Titel einer Broschüre geworden, die das Preußische Ministerium für Volkswohlfahrt herausgegeben hat, bearbeitet von Dr. Hertha Siemering, Dr. Erna Barschak und Stadtrat Hektor Willy Gensch. Umfragen an Schulen aller Gattungen und Erziehungsanstalten sowie bei Jugendorganisationen und Jugendlichen, persönliche Beobachtungen und freundschaftliche Aussprachen sind vereinigt worden, um das Material für diese Feststellung zu gewinnen, das nun in Form von Statistiken und Kommentaren hier vorgelegt worden ist.

Wenn man sich mit dem Text beschäftigt, der von den drei genannten Bearbeitern stammt, wobei Dr. Siemering die allgemeine Einleitung zu der amtlichen Umfrage, die am 1. Februar letzten Jahres hinausgesandt wurde, zugefallen ist, Dr. Barschak aus ihrer langjährigen Erfahrung als Berufs- und Fachschullehrerin das Thema „Die weibliche werktätige Jugend und das Buch“ behandelt, während der Stadtrat Gensch mit eindrucksvoller Nüchternheit die reichhaltigen interessanten statistischen Zusammenstellungen aus der Umfrage erläutert, wird man von dem Pessimismus betroffen, der bei aller Zuversicht, einen größeren Einfluß auf die Lektüre der Jugendlichen zu gewinnen, aus allen Zeilen spricht.

Das Material, das mit ungeheurem Fleiß zusammengetragen und gesichtet worden ist, leidet unter dem Kardinalfehler, daß die Jugend gerade dort zu schweigen beginnt, wo die Frage von größter Bedeutung wird, daß, wie Gensch schreibt, „das Letzte von niemandem gesagt wird“, weil auch die Aufzählung des Lesestoffs eine Art Selbstenthüllung ist. Das Material, so wie es nun vorliegt, bringt durch seine Unvollständigkeit, durch die vagen Andeutungen, durch einzelne krasse Enthüllungen ganz stark zum Bewußtsein, daß jenseits des Genannten und Bekannten erst die Welt der jugendlichen Lektüre beginnt, daß es bisher wohl gelungen ist, einzelne Pfade in die verschlossene Welt derer, die „in der Pause, auf dem Schulhof, in einer Ablage, in einer Kiesgrube, im Stadtbad lesen“, die die Taschen dick voll Schmöker haben, die alles lesen, „was vorkommt“, oder alles, was sie „bei Müttern finden“, zu bahnen, daß aber jenseits dieser wenigen Pfade erst das Eigentliche liegt, die allgemein gültige Antwort dieser Frage „Was liest unsere Jugend?“

Das Material lehrt aber noch etwas anderes. Es besagt, daß man durch Stellung dieser Frage kaum viel weiterkommen kann als bis zur Erweiterung, nicht Vervollkommen des Unvollkommenen, daß man vielleicht diesem Problem etwas näherkommen kann, wenn man die Frage aufwirft „Was bekommt unsere Jugend zu lesen?“ Selbstversorger mit Lesestoff sind die Jugendlichen nur zum Teil. Der Preis setzt hier eine natürliche Grenze, wie auch ein Kind aus einer pommerschen Kleinstadt schreibt, das mit Vorliebe Liebesgeschichten liest, „kostet bloß 50 Pfennig“. Was aber erst einmal in die Hände eines Kindes gekommen ist, findet mit Windeseile den Weg in hundert andere Kinderhände, und uralter Schund, den man niemals mehr durch den Handel beziehen könnte, wandert noch immer von Hand zu Hand.

Ergeben hat sich ferner, daß weder Kino noch Sport noch Wochenendbewegung die Lesewut unter der Jugend gemildert haben, daß der Lesehunger, in dem, man Verlangen nach Lebensersatz und Lebensdeutung auch im Jugendlichen zu sehen hat, noch in gleicher Weise besteht als früher. Bestätigt wird die Erfahrung, daß alles gelesen wird, was Kindern irgendwie zugänglich ist, daß es vierzehnjährige Mädchen gibt, die Casanova, wie Quintaner, die die Broschüren „Der Sophist“ gelesen haben.

Hier hat die Beeinflussung der Lektüre der Jugendlichen festen Boden unter den Füßen.

Sowohl die vierzehnjährigen Mädels wie die Quintaner haben diese Bücher gewissermaßen gefunden, sie haben sie jedenfalls nicht suchen können. Sie sind ihnen begegnet. So hat also die Erziehung des jugendlichen Lesers in erster Linie beim Erwachsenen zu beginnen. Man findet in dieser Broschüre eine diesbezügliche Stelle, die nicht dick genug unterstrichen werden kann. „Wenn die Mehrzahl der Erwachsenen zwecks Entspannung auf das Minderwertige oder auch Gemeine nicht verzichten zu können glaubt, so darf man sich nicht wundern, wenn auch die Jugend ihre Vergnügungen nach dem Grundsatz des kleinsten Kraftmaßes auswählt.“

Fortzusetzen wäre dieser Satz etwa so: Wenn die Eltern und alle, die mit Kindern zu tun haben, so wenig Föhlung mit Büchern suchen, so fern und kritiklos der Flut an Gedrucktem gegenüberstehen, die täglich unser Dasein überschüttet, dann kann man sich auch nicht wundern, wenn die Kinder mit gleicher Wahllosigkeit über alles herfallen müssen, was ihnen an Lesbarem irgend erreichbar ist.

Man braucht sich nur einmal im eigenen, weiteren Kreise umzuschauen, um mit Erschrecken festzustellen, wie groß die Kluft ist, die auch viele sogenannte Gebildete von der Welt der Druckschriften, die ihre Kinder genauso wie sie selbst umgibt, trennt. Welch eine Unsicherheit sowohl über die eigene Lektüre wie über die Lektüre der Kinder besteht. Es handelt sich aber nicht allein um die Eltern, sondern in nicht geringerem Maße auch um den Vermittler des Buches, der dem oft ahnungslosen Käufer das Buch auf den Tisch legt, nach dem er greift. Darum steht man auch der einen der Schlußfolgerungen, die Stadtrat Gensch aus seinen Betrachtungen zieht, etwas skeptisch gegenüber: „Gelingt es, die Freude am guten Buch bei der Jugend zu steigern, so wird auch das Geschäft dem folgen“, denn in einem Buch, das der Jugendliche bereits in den Händen hält, kann man nicht die Quelle alles Guten oder Bösen sehen, sondern in dem Buch, nach dem der Jugendliche die Hände ausstrecken kann.

Man muß es sich versagen, auch nur einen Bruchteil der interessanten Erkenntnisse, die in dieser Broschüre niedergelegt sind, weiterzutragen. Sie ist nicht nur für die Jugendpsychologen und Pädagogen bestimmt. Sie sollte vor allem die Mütter wachrufen, sie sollte an alle Erwachsenen gehen, ob sie berufstätig mit dem Buch in Verbindung stehen oder nicht, denn sie tragen jeder Verantwortung für die Entscheidung über die Frage:

Was bekommt unsere Jugend zu lesen?

12 Vom nordischen Geiste, DAZ 15.10.1930

Juliana v. Stockhausen: Vom nordischen Geiste. Ein Buch aus Skandinavien. Mit drei Legenden von Sigrid Undset (Verlag Koesel u. Pustet, München)

Die Verfasserin wird es verstehen, daß man in diesem Buch zuerst die Legenden aufschlägt, die Sigrid Undset beigezeichnet hat. Sie stehen ungefähr in der Mitte, im Anschluss an die sehr lebendige Schilderung des Besuches, den Juliana v. Stockhausen der norwegischen Nobelpreisträgerin in ihrem Sommeraufenthalt in einer Sennhütte im Hochgebirge machen durfte. Die drei Legenden der Undset „Sankta Sunniva“, „Sankt Magnus“ und „Tormod Kolbrunarskald“ werden mit den Worten „Sigrid Undset erzählt“ eingeführt. Sie sind keine Legenden etwa der Art, wie sie Paula Grogger schreibt, es sind mehr Ueberlieferungen aus der norwegischen Sagenwelt, von Menschen des norwegischen Mittelalters, die „in das Geheimnis der Heiligen“ traten. Man erfährt viel Neues über diese Zeit.

Juliana v. Stockhausen schreibt um diese Erzählungen herum das Buch ihrer nordischen Reise, die ihren Höhepunkt in dem Besuch Sigrid Undset fand. Dieses Kapitel ist auch der wertvollste Teil ihres Buches, dessen Berichte über die einzelnen Stationen ihrer Reise von jener Begeisterung und Empfänglichkeit für alles, was dem Norden an Natur und Menschen zu eigen ist, erfüllt sind, die den Deutschen von allen anderen Reisenden auszeichnet, die den Norden aufsuchen. Sie berichtet von Lillehammer, sie hat Olav Duun getroffen, sie hat sich so stark in alles, was nordische Geschichte und Sagenkunst bringt, hineingelebt, daß sie mehr und mehr selbst zum Dichten kommt, die Sage von Olav Trygvesohn neu darstellt, und die Geschichte von Marina Christianstochter, wie auch noch manche andere erzählt, als sei sie den Menschen, die sie schildert, selbst begegnet. Aus einem anfänglichen als Bericht einer Reise begonnenen Buch wird schließlich ein Erzählungsband, nach dem die Freunde des Nordens nicht nur um der Beiträge Sigrid Undsets willen gern greifen werden.

13 Die gestaltende Frau, DAZ 19.10.1930

- Ausstellung des Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes -

Vor einer fast beängstigend großen Zahl geladener Gäste wurde im Warenhaus *W e r t h e i m* in der Leipziger Straße die Ausstellung „Die gestaltende Frau“ eröffnet, die erste Kunstausstellung, die der Deutsche Staatsbürgerinnenverband veranstaltet hat. Die Eröffnung leitete Dr. *E l s e U l r i c h - B e i l* im Namen des Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes ein. Dann ergriff Reichskunstwart Dr. *R e d s l o b* das Wort. Er begann mit den Worten Kants. „Will man den ganzen Menschen studieren, so darf man nur auf das weibliche Geschlecht seine Augen richten, denn wo die Kraft schwächer ist, da ist das Werkzeug um so künstlerischer.“ Dr. *Redslob* stellte die Aufgabe dieser Ausstellung dar, die nicht von Frauen gemachte Kunst zeigen will, sondern die Kunst der Frau, und gab in großen Zügen einen Ueberblick über das Kunstschaffen der Frau in den letzten Jahrhunderten, mit besonderer Liebe bei der gestaltenden Hand der Frauen im Dienste der Volkskunst, bei der anonymen Kunstleistung der Frau verweilend. Als Kronzeugen für diese natürliche Anlage der Frauen zur Kunst führte er zum Schluß wiederum Kant an, dessen Ausspruch: „Der Mann ist geschaffen, um über die Natur zu gebieten, das Weib aber, den Mann zu regieren. Zum ersten gehört viel Kraft, zum anderen viel Geschicklichkeit“, von allen Anwesenden mit vergnügtem Schmunzeln aufgenommen wurde und gewiß nicht zu bald wieder in Vergessenheit geraten wird.

Der Deutsche Staatsbürgerinnenverband hat mit seiner Ausstellung die Frage wieder zur Aktualität erhoben, ob die Frau tatsächlich schöpferisch veranlagt ist. In früheren Jahren hat man diese Frage im allgemeinen durch Zusammentragen und Anhäufen von künstlerischen und kunstgewerblichen Erzeugnissen, die von Frauen stammen, im positiven Sinne zu beantworten versucht, und hat damit eigentlich nicht viel mehr erreicht, als dieses Problem seines Interesses zu berauben und zum Versanden zu bringen. Man hat mit solchen Unternehmungen den Frauen in ihrer Gesamtheit dienen wollen und hat der Einzelpersönlichkeit der Frau nur wenig damit gedient.

Bei dieser Ausstellung ist der umgekehrte Weg beschritten worden, und schon der erste Rundgang ergibt eine volle Bestätigung für den Erfolg dieses Weges. Malerei und Plastik wird gezeigt, Kunstgewerbe aller Art, Buchbinderei, Photographie, Architektur, und doch ist von einer Fülle, von einer Anhäufung, die lähmen muß, nichts zu spüren. Nur zwei große Räume nimmt diese Ausstellung ein. Der eine hat durch weiß gespannte Wände den Charakter einer lichten Halle bekommen, der andere, langgestreckt, mehr ein Gang, ist in viele Kojen eingeteilt. Und trotz der Vielartigkeit dessen, was gezeigt werden mußte, ist überall Weite, viele Weite, viel Luft, eine Freiheit und Großzügigkeit, die Sicherheit und Ueberlegenheit zeigt.

Vielleicht bleibt es Männersache, nun ernstlich festzustellen, wie weit den Frauen schöpferischer Geist, allein gespeist aus der Substanz des weiblichen Wesens, zugesprochen werden muß, und wie weit durch weibliche Kunstbetätigung der gesamten Kunst ein Neues zugetragen wurde und werden kann. Die Frau ist in dieser Frage naturnotwendig befangen. Sie geht durch diese Ausstellung und freut sich an den vielen schönen Dingen, die dort zu sehen sind und ringt mit der Verführung, Namen auf Namen aufzuzählen, und weiß sich vor Ungerechtigkeit kaum zu helfen, weil die Berücksichtigung der Vielen, die es verdienen, im engeren Rahmen nicht möglich ist. Ehe sie wieder hinausgeht, besucht sie noch einmal den kleinen Bronzekinderkopf von *Ilse Scheffer*, die entzückende „Madonne vom Rosenkranz“ von *Ruth Schaumann*. Sie kann sich von dem Kinderbildnis von *Ima Breusing* schwer trennen und wird vergnügt über die herrlichen Farben von *Martel Schwichtenbergs* Bild. Sie merkt sich den Namen

der Siebenbürgischen Künstlerin Grete Efaki-Copony, die ein schönes Bildnis einer Frau mit einem Kind ausgestellt hat, und sieht sich Milly Stegers Bronze „Die Herbe“ noch einmal an, die frei in der großen Halle steht. Sie läßt im übrigen innerhalb dieser Ausstellung, deren ganze Anordnung das Kunstwerk von Ruth Hildegard Geyer-Raack ist, das Problem, ob die Frau nun wirklich schöpferisch ist, Problem sein und beschließt, ein andermal darüber nachzudenken. Aber sie gratuliert auf der Stelle dem Staatsbürgerinnenverband zu seinem Vorstandsmitglied Elsa Fleischmann, von der der Gedanke dieses Ausstellungsunternehmens ausging, und deren Initiative es zu verdanken ist, daß dieser Frauenverband die Unterstützung des preußischen Kultusministeriums erhielt, so daß der für junge deutsche Schriftstellerinnen einen Literaturpreis schaffen konnte.

Der Literaturpreis des Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes, für eine besonders qualifizierte Leistung im Schrifttum ausgesetzt, wurde aus Anlaß dieser Ausstellung gestiftet und bei ihrer Eröffnung bekannt gegeben.

*

Abends hatte der Staatsbürgerinnenverband zu einem Empfang in das Harnackhaus eingeladen. Dr. D o r o t h e e v. V e l s e n, als erste Vorsitzende des Verbandes, begrüßte die Gäste und wies darauf hin, daß künstlerisches Gestalten ein Schaffen für Volk und Staat bedeute und daß darum der Staatsbürgerinnenverband in seiner Veranstaltung dem Willen der gestaltenden Frau Ausdruck geben wolle. A u g u s t a v. Z i t z e w i t z gab dem Dank der gestaltenden Frauen Wort. Frauen aller Altersstufen nahmen an dem Abend teil. Es war ein buntes Gesellschaftsbild, an dem man den Typenwandel der modernen Frau deutlich feststellen konnte. Neben den repräsentativen älteren Jahrgängen sah man junge Künstlerinnen, ganz auf die neue Linie eingestellt, und sportliche Erscheinungen mit straffen Bewegungen und Gamintyp, neben dem Bubikopf die Lockenfrisur, neben dem Kniekleid die Schleppe. Klavier- und Gesangsvorträge, von der jungen Generation temperamentvoll dargebracht, gaben dem Zusammensein einen künstlerischen Ausklang. E. F.

14 Mütter als Musterkinder, DAZ 02.11.1930

„Ich bin immer die Erste in der Schule gewesen.“

„Ich habe nie eine 5 im Rechnen nach Hause gebracht.“

„Ich bin immer mit gewaschenen Händen an den Tisch gekommen.“

Dunkel erinnert man sich daran, daß man diese oder ähnliche Redewendungen als Kind zu hören bekam, und obwohl man nicht genau wußte, daß sie in den meisten Fällen sogenannte Mütterlügen waren, von so ziemlich allen Erwachsenen, die mit Kindern in Berührung kamen, mit gleicher Regelmäßigkeit verwendet, das eine wußte man damals so genau, wie es heute noch in Erinnerung ist, die beabsichtigte Wirkung hatten diese Aussprüche in keinem Fall. Die Mutter als Musterkind dargestellt, wurde in den Augen der Kinder plötzlich ebenso angesehen, wie die musterhafte Gleichaltrige, die immer gelobt wird und immer als Beispiel dient, und dafür durchaus nicht die Sympathie ihrer Gleichaltrigen erntet, sondern viel eher das Gegenteil.

Eigentlich müßte man heute davon abgekommen sein, sich selbst den Kindern gegenüber als Muster der Vergangenheit hinzustellen, denn wenn es irgendeinen Fortschritt in der Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern gibt, was man doch wohl erwarten darf, nachdem die Beziehung von Groß zu Klein und umgekehrt so unendlich viel Durchleuchtungen erfahren hat, dann muß er unbedingt in der Erkenntnis liegen, daß gesprochenes Beispiel zu absoluter Wirkungslosigkeit verurteilt ist, während im erlebten Beispiel die einzige, dafür aber auch die unbeschränkte, die ewige Wirkungsmöglichkeit beschlossen ist.

Es hat also keinen Sinn, daß man den Kindern vorerzählt, wie man als Kind gewesen ist, selbst wenn es stimmen sollte, daß man wirklich wenigstens mitunter die Erste in der Klasse war, oder mitunter aus freien Stücken mit gewaschenen Händen bei Tisch erschien, denn das Kind kann mit einem Erwachsenen, der früher einmal Musterkind gewesen ist, nichts anfangen. Wohl aber kann der Erwachsene mit dem Kinde viel mehr anfangen, wenn er sich ab und zu daran erinnert, wie er wirklich als Kind gewesen ist.

Es gibt gewisse Dinge, über die der Erwachsene verfügt, die dem Kinde unmittelbar nicht, aber mittelbar von Nutzen und Gewinn sein können. „Wir in unserer Jugend ---.

„Erzählungen, die mit diesen Worten anfangen und schließlich doch immer in irgendeiner Form auf eine Eins oder auf das Erwachsensein und ähnliche an sich hoch achtbare und schätzenswerte Feststellungen herauskommen, gehören nicht dazu, denn das Kind interessiert sich aus seiner eigenen Lebendigkeit heraus wieder nur für lebendige Dinge und ist nur dann bereit, einer solchen Erzählung gern zu Ende zu folgen, wenn sie im Bäumeklettern oder anderen Streichen ihren Höhepunkt findet. Man tut also gut daran, das meiste, was die eigene Kindheit an Vorbildlichem gehabt haben könnte, für sich zu behalten. Sehr aufschlussreich aber ist es, wenn man zuweilen für sich die Betrachtung anstellt, wie man selbst damals wirklich gewesen ist, wie wir alle gewesen sind, und den Vergleich mit den Kindern von heute für sich zieht.

Selbstverständlich muß man ganz ehrlich vor sich selbst sein, und sich nicht nur an Stunden erinnern, die noch heute im Glanz irgendeiner Leistung oder eines inneren Aufschwungs stehen, sondern sich ebenso intensiv mit den Zeiten beschäftigen, in denen man mürrisch und unzufrieden durch seine Tage ging, und nichts davon wissen wollte, daß es in vielen Fällen an einem selbst lag, wenn man nicht glücklich war und keinen Einklang zwischen den eigenen Wünschen und den Anforderungen der anderen finden konnte.

Doch wenn einem die Ehrlichkeit gelingt, sieht man plötzlich ganz deutlich vor Augen, daß es die eigene Generation in ihrer Kindheit in vieler Beziehung leichter gehabt hat, als es die Kinder heute haben. In einer Weise war das Kinderleben früher weniger frei, der Druck der elterlichen Autorität lag schwer über dem Haus. Durch viele Gebote und Verbote, die heute an Wichtigkeit verloren haben, war auch dem Tagesablauf ein

engerer Rahmen gezogen. Aber die Freiheit, die man heute den Kindern gibt, erscheint bei näherer Betrachtung klein gegenüber einer anderen Freiheit, die damals den Kindern im allgemeinen gegeben war, der Freiheit von vielen Mühseligkeiten und Sorgen des Erwachsenenlebens. Man durfte viel mehr Kind sein und Kind bleiben, als es heute auch unter günstigen Bedingungen möglich ist, da die Nöte der Zeit fast an jedes Kind herangetragen werden, die Ratlosigkeit im Wirtschaftsleben, die Unsicherheit im politischen Leben. Wir durften mehr glauben und wir durften mehr hoffen, und gerade dieses wird heute schon den Kindern schwer gemacht. Man kann also auch von den Kindern nicht verlangen, daß sie die Sicherheit haben, die zielbewußtes Leben nicht entbehren kann, wenn sie um sich herum soviel Unsicherheit und Ziellosigkeit erfahren. Es wäre sehr schön und es wäre zweifellos auch erfolgreich, wenn man es aufgibt, vor den Kindern das Musterkind gewesen zu sein. Es hat auch nur wenig Sinn, wenn man sie wissen läßt, daß man vielleicht dankbarer und fügsamer, oder zielbewußter und anspruchsloser in vieler Beziehung gewesen ist, denn in den Kindern selbst lebt wie ein unbewußtes Erbgut die Ahnung davon, daß es früher wohl leichter gewesen sein muß, in irgendeiner Form wenigstens mitunter ein Musterkind zu sein. Aber es wäre gerecht gegen die Kinder von heute, wenn man für sich selbst mitunter die Gegenüberstellung des Kinderlebens von einst und des Kinderlebens von heute macht, und wenn man sich nach außen darauf beschränkt, den Kindern von heute nach dem Grad der jeweils gegebenen Möglichkeit ein Leben vorzulegen, das sie anerkennen können und in sich aufnehmen können, weil es vor ihren eigenen Augen gelebtes Leben ist. Daß das mitunter nicht leicht ist, ändert nichts an der Forderung.

15 Das problematische Kinderbuch, DAZ, 19.11.1930

Die Experimente, die erwachsene Menschen mit Kindern in allen Altersstufen heute machen, finden immer stärker auch ihren Niederschlag in der Kinder- und Jugendliteratur. An die Stelle der traumwandlerischen Sicherheit über das, was das Kind freut und was dem Kinde dienlich ist, ist eine Unsicherheit, ein Tasten und Suchen getreten. Neue Wege werden eingeschlagen, oft aus dem Wunsch heraus, dem Wandel der Kinderseele, den man zu sehen glaubt, gerecht zu werden, mitunter aber auch aus dem bedenklichen Verlangen, nun endlich einmal etwas ganz Neues, etwas Niedagewesenes zu schaffen. Psychologie der Kinderseele ist ein Tummelplatz geworden, auf dem sich heute jeder versuchen möchte, und man versucht sich dabei am subtilsten Objekt der Welt, an dem werdenden Menschen, und zieht oft vorzeitig die schützenden Blätter von der Knospe, nur um als erster festzustellen, welche Farbe sie enthalten wird.

Es ist ein Vergnügen, solch ein kleines Märchenbuch zu sehen, wie es der Verlag Josef Scholz (Mainz) „Die schönsten Märchen“ mit Bildern von M. Grengg, herausgegeben hat, oder dieses Verlages „Rotkäppchen“ mit Bildern von Braun Fock, oder das Märchen „Goldtöchterchen“ von Volkmann Leander, illustriert von Hedwig Collin, das die Pestalozzi-Verlagsanstalt, Berlin, vorgelegt hat, ebenso von Fritz Kükenhals „Das Holzdorf“, dem gleichen Verlage zu verdanken. Aber es ist fraglich, ob die Spielfibel von Tom Seidmann-Freund „Hurra, wir lesen! Hurra, wir schreiben!“ mit ihrer Ueberfülle an Material und Intelligenzaufgaben nicht nur für das einzige, verhätschelte Kind passend ist, das den Erwachsenen immer wieder beweisen soll, wie gescheit es ist, und mit dem, sich Erwachsene unausgesetzt beschäftigen. Fraglich sowohl im inneren Wert wie im Wert der Verse und Illustrationen ist auch „Das kleine Kinderbuch“ von Onkel Boda (Editio Teuro-Franka, Berlin Zehlendorf), in dem Reste des alten Märchenguts der sogenannten Zeit angepaßt werden, und in dessen holprigen Versen so etwas wie eine Internationalität bewirkt werden soll. Viel glücklicher im Versuch, Märchenhaftes in Zeitinteressen der Kinder einzuflechten, sind dagegen O. Gabrielli und Hans Striem mit ihrer Erzählung „Das Wunderauto“, Verlag Gerhard Stalling (Oldenburg). Die vielen lustigen Einfälle, von Walter Triers Zeichnungen wirksam unterstrichen, werden dem Kinde von heute ebensoviel Vergnügen machen wie dem Kinde von vorgestern, und darin liegt eigentlich das Geheimnis. Das Kinderbuch ist kein Tagebuch.

Sehr hübsch ist auch der Gedanke des Herbert Stuffer-Verlages in Berlin, durch Peter Supf „Die schönsten Märchen vom Fliegen“ bearbeiten zu lassen. In diesem kleinen appetitlichen Band sind Fliegerstoffe aus Sagen und Märchen aller Welt erzählt. Alle kleinen Rundfunkhörer werden sich gewiß das schöne, reich illustrierte Buch von Ursula Scherz „Familie Tüchtig“ wünschen, Abenteuer-, Märchen- und Bastelbuch, das die Tante Ursula der Deutschen Welle im Verlag Friedr. Andr. Perthes (Stuttgart) erscheinen ließ. Sie werden es hoffentlich auch bekommen, denn die gebastelten Spielsachen werden in diesem Buch lebendig. Der gleiche Verlag hat ein neues Wunderbuch herausgegeben, „Das Wunderbuch der Kinderspiele“, eine ausgezeichnete Idee. In diesem Buch hat Hedwig Lohß alles gesammelt, womit sich Kinder beschäftigen können, Spielverse, Fingerspiele, Bastelspiele, für phantasielose Mütter eine unerschöpfliche Quelle der Anregung, für Kinder eine Fundgrube.

Und nun zu einigen Knabenbüchern! Wie leicht es ist, Zeitgemäßes mit ewig und unzeitgemäß Kindhaften zu verbinden, zeigen einige hervorragende Knabenbücher, wie die geschickt ausgewählte Erzählung von Jack London „Jouner Piraten“ und die für Kinder neu ausgestattete Erzählung von Balder Olden „Madamas Vater“, beide von der Universitas Deutsche Verlags AG. verlegt, zeigt die ausgezeichnete

Erzählung des Dänen A. Chr. Westergaard „P e r v o n d e r D ü n e“, illustriert von Fritz Loehr, herausgegeben von Schaffstein (Köln). Etwas altmodisch in der Darstellung, doch fesselnd ist Hugo v. Waldeyer-Hartz` „D o n a r h i l f!“, eine Wikingerfahrt vom Schwarzen Meer zum deutschen Rhein, verlegt von Koehler und Amelang (Leipzig). Hans Berbig stellt in seinem Jugendroman „D a s F a l s c h m ü n z e r s c h i f f“ (Verlag Julius Beltz, Berlin), ein Kapitel aus der irischen Freiheitsbewegung dar.

Soweit hat alles sozusagen seine Richtigkeit. Doch wenn der Verlag Williams u. Co. (Grunewald) jungen deutschen Lesern einen Jugendroman von Béla Szenes „Der Schandfleck der Klasse“ präsentiert, in dem sich die Obertertia eines „reichen“ Gymnasiums in elendster Weise gegen einen Neuling auflehnt, dem keine andere Schande anhaftet als unbemittelte Herkunft, dann werden unsere Jungen nur mit überlegenem Grinsen quittieren, daß es so etwas Dummes bei uns lange nicht mehr gibt, und werden sich auch nicht durch den endlichen Sieg der Leistung versöhnen lassen.

Am problematischsten sind wieder die J u n g m ä d c h e n b ü c h e r. Hier ist das Tasten und Suchen, die Ueberkleidung absoluter Wirklichkeitsferne mit dünner Patina sogenannter Aktualität am stärksten vertreten, und wenn man unter dauerndem Rebellieren Magda Trotts „Goldköpfchens Lehrzeit“ und „Goldköpfchens Brautzeit“ sowie A. Gabers „Goldherzel“, alle in der Töchter-Bibliothek der Leipziger Graphischen Werke erschienen, gelesen hat, von denen A. Gabers Erzählung immer noch am besten ist, dann ist es wie eine Heimkehr zu Kultur und Selbstverständlichkeit, innerer Wärme und Güte, die Jugenderzählung der Schweizerin Gerti Egg „Die Windiwend-Kinder“ (Orell-Fuessli-Verlag) aufzuschlagen.

In den zuerst erwähnten Mädchenbüchern wird eine Vogel-Strauß-Politik getrieben, mit der keinem geholfen wird, und die äußere Anlehnung an die Wirklichkeit bedeutet sogar eine gewisse Gefahr. Mädchenbücher, die aus bewußt positiver Einstellung zur Gegenwart geschrieben werden, aus der Freude am Erzählen und aus der Freude an der Jugend, sind bis heute noch am ehesten in der nordischen Literatur zu finden. Aus dieser Erfahrung heraus hat der Verlag Schaffstein durch die Schreiberin dieser Zeilen eine neue Erzählung der Dänin Bertha Holst „J u g e n d l i e b e n“ übersetzen lassen, das das Leben von vier jungen Menschen von der Kindheit bis zur Heimgründung schildert. Uebrigens hat sich auch ein Mann der schwierigen Aufgabe, ein zeitgemäßes Mädchenbuch zu schreiben, unterzogen. Das ist Hans Richter, der das vorzügliche Knabenbuch „D e r R h e i n j u n g e“ schrieb. Sein Roman „Das Mädchel mit dem Steuerknüppel“ (Verlag Sponholtz, Hannover) ist aber, so frisch er auch geschrieben ist, weit eher ein Buch von der Jugend, als ein Buch für die Jugend geworden; denn glückliche Zufälle und glückliche äußere Umstände, wie sie die junge Leserin nur selten erwarten darf, zaubern hier ein Leben vor, nach dem die Sehnsucht nur zu oft vergeblich bleiben muß.

16 Was haben wir erreicht? - Ein Rückblick zum Jahreswechsel, DAZ 28.12.30

Wenn das Jahr zu Ende geht, macht man gern an der Schwelle halt, um festzustellen, was erreicht wurde, und um an dem, was gefehlt hat, den Maßstab der Wünsche oder Vorsätze für das neue Jahr zu finden.

Viele Frauen werden an diesem Jahresschluß wohl auf mehr als dieses letzte Jahr schauen, sie werden als auf einen Abschnitt ihres gemeinsamen Weges zurückblickend und wertend ein Jahrzehnt umspannen, und sie werden sich fragen: „Was haben wir im letzten Jahrzehnt erreicht?“ Denn dieses letzte Jahrzehnt fing für sie mit so vielen Hoffnungen an, mit so hohen Erwartungen, mit einem nie zuvor gekannten Aufschwung an. Sogenannt sämtliche staatsbürgerlichen Rechte waren in ihre Hände gelegt, Zugang zu so gut wie fast allen Berufen war zum mindesten theoretisch geschaffen. Es schien für viele Frauen eine neue Aera ungeahnter Wirkungsmöglichkeiten zu beginnen, doch schon ehe das erste Jahrzehnt dieser neuen Zeit abgeschlossen war, konnte man mit Bangen und auch mit Verzweiflung die Worte hören. „Wir haben nicht viel erreicht“. In dem Sinn, in dem diese Worte gesprochen werden, kann man sie wohl bejahen. Wenig ist von dem erreicht, was erwartet wurde. Nach kurzem Aufschwung ist bereits ein Rückschlag erfolgt, ein Rückschlag in der akademischen Beteiligung der Frauen am politischen Leben, ein Rückschlag in den Aussichten, die sich den Frauen in vielen Arbeitsgebieten zu öffnen schienen, gewissermaßen eine Rückzugsbewegung auf der ganzen Linie, von einzelnen, weiter vorgeschobenen Posten abgesehen.

Aus dieser Rückzugsbewegung, die ebenso offenbar ist, wie sie sich zwangsläufig gegen Wille und Wunsch vieler Frauen vollzog, muß jetzt endlich die Erkenntnis erfolgen, daß die Fragestellung in diesem Sinne wohl überhaupt nicht die richtige ist, daß eine Verlegung des Blickpunktes und auch der Wertung erfolgen muß. Dann wird sich sogar eine positive Antwort auf die Frage nach dem bisher Erreichten ergeben.

Das letzte Jahrzehnt hat der Frauenbewegung zwar das Heroische genommen, aber es hat den Frauen dafür eine Selbstverständlichkeit gegeben, eine Selbstverständlichkeit der Haltung in all ihrem Tun, die gut und schön und zu bejahen ist. Man kann heute nicht mehr über die erste Dachdeckerin oder Ingenieurin jubeln. Man hat etwas viel Besseres für diesen kurzfristeten Jubel eingetauscht, die Gewißheit, daß es heute nicht nur wenige, sondern sehr viele Frauen gibt, die sich allen Aufgaben gewachsen zeigen, vor die sie das Leben stellt.

Man hat auf Siege in einem äußeren Kampf gehofft, zum nicht geringen Teil bisher vergeblich gehofft, aber man hat dafür zahllose Siege in inneren Kämpfen errungen. Aus dem Heer der arbeitenden Frauen, die schon der Krieg sammeln ließ, sind zwar nur wenige Generale aufgestiegen, aber viele Soldaten des Lebens, die tapfer und unerschrocken persönlichen Ehrgeiz und Zukunftsträume vor den Pflichten für das Heute vergessen lernten, und die dafür den Willen eintauschten, sich auf dem Platz, auf den sie das Schicksal stellte, zu behaupten und zu bewähren.

Man hatte gewissermaßen einen Bruch der Tradition erwartet. Selbst Frauen haben solches erhofft. Aber es werden wiederum Frauen sein, die sich bei einem Rückblick zur Jahreswende ruhig und bejahend eingestehen können, daß sie nicht zu etwas fähig waren, was sie ihres eigenen Wesens vollends entäußert hätte.

17 Die Lyrik lebt!, ?, Heft 23, 1930/31

Ein Gespräch mit dem Dichter Alfred Richard Meyer, dem Vorsitzenden des Kartells lyrischer Autoren.

Ab und zu schlägt einem das Gewissen, daß man so wenig neue Gedichte kennt. Die Lyrikbände aus früheren Jahren, aus denen man heute noch viele Verse auswendig weiß, sind im Bücherregal mehr und mehr von neuen Romanen und Novellen zurückgedrängt. Wer schreibt heute wohl noch Gedichte? Kann es sein, daß noch heute, wie einst, der lyrische Dichter lebt?

Um Antwort auf diese Frage zu erhalten, um genau zu hören, wie es heute um die Lyrik steht, macht man sich eines Tages zu dem Dichter Alfred Richard Meyer auf, von dem man erfahren hat, daß er an der Spitze der organisierten Lyriker steht.

Haben sich wirklich die Lyriker organisiert? fragt man zweifelnd.

Alfred Richard Meyer lächelt und nickt: „Nicht erst heute. Das Kartell lyrischer Autoren hat den Vorzug, die älteste Schriftstellerorganisation zu sein. Es wurde schon 1902 von Arno Holz gegründet.“

Und besteht noch immer?

„Erst vor einem Jahr hat sich das Kartell lyrischer Autoren mit einer anderen Lyrikerorganisation, dem Bund Deutscher Lyriker zusammengetan.“

Warum wurde 1902 der Zusammenschluß der Dichter vollzogen?

„Arno Holz hat damals das Kartell gegründet, um den unbezahlten und unerlaubten Nachdruck von Gedichten in Anthologien zu bekämpfen. Die Lyriker sind im deutschen Urheberrecht am schlechtesten gestellt. Das Werk des toten Dichters ist vogelfrei. Wir hoffen, daß wir Lyriker im neuen Urheberrecht etwas besser gestellt werden.“

Und was hat die Organisation bisher schon erreicht?

„Wir haben manches für die Hinterbliebenen der Lyriker tun können. In verschiedenen Fällen haben wir bei großen Anthologien, in denen die Lebenden dabei sein mußten, durchgesetzt, daß der Abdruck ihrer Gedichte nur gestattet wurde, wenn auch die Witwen der verstorbenen Lyriker für den Gedichtabdruck Honorar erhielten. Seit Januar dieses Jahres üben wir aber auch eine Selbsthilfe der Lyriker.“

Was darf man darunter verstehen?

„Wir geben lyrische Flugblätter heraus. Sie werden als Manuskripte gedruckt und gehen kostenlos der Presse zu. Wir geben diese Flugblätter an Freunde der neuen Dichtung für 60 Pfennige das Heftchen ab. Wir haben sogar 30 Abonnenten auf unsere Flugblätter in Amerika“.

Ich frage schüchtern, woher die Mittel dieses Unternehmens fließen.

„Ich persönlich suche mir kleine Mäzene. Der Autor bekommt 100 Exemplare des Flugblattes kostenlos, und hat damit sozusagen eine Visitenkarte in der Hand, wenn er noch unbekannt ist. Außerdem bekommt er von allen Abdruckhonoraren 90 Prozent, so daß er Aussicht hat, 100 bis 400 Mark an seinem Flugblatt zu verdienen.“

Ist das Bedürfnis nach lyrischer Dichtung in Deutschland wirklich noch vorhanden?

„Es gibt in Deutschland mindestens 3000 bis 5000 Menschen, die ein Bedürfnis danach haben, lyrische Gedichte zu kaufen. Ich bin bewußt auf die Form des Flugblattes zurückgegangen, weil ich glaube, daß die Menschen heute keine dicken Lyrikbände mehr lesen wollen, daß aber noch die Sehnsucht nach Lyrik in vielen Kreisen groß ist.“

Wird heute nicht vielfach nur von Gelegenheits- oder Gebrauchslyrik gesprochen?

„Lyrik ist überhaupt, wie Goethe sagte, Gebrauchsdichtung. Aus der Gelegenheit entsteht die Lyrik. Lyrik ist gleichzeitig immer eine Zweckdichtung gewesen. Ich erinnere an Walther von der Vogelweide, der seine Bettel- und Gastfreundschaftsgedichte machte. Und heute haben wir als krasses Beispiel die angewandte Schlagerdichtung, die vor allem im Tonfilm Aussicht hat. Die Schlagerdichter sind übrigens nach dem Gesetz besser gestellt als andere Dichter. Sie bekommen sogar ihren Honoraranteil, wenn eine

Schlagerplatte im Rundfunk gespielt wird, ohne daß der Text gesungen wird. Carl Ferdinands hat für sein Gedicht „Alle Tage ist kein Sonntag“, das jeder Wandervogel singt, nichts bekommen, bis es eine Grammophongesellschaft übernahm. Da schlug er einige hundert Mark heraus.“

Es sind die Worte Radio, Grammophon, Tonfilm gefallen. Der Lyriker von heute, jedenfalls der, der an der Spitze ihrer Organisation steht ist eingehend mit den Möglichkeiten vertraut, die diese neuen technischen Errungenschaften auch dem Dichter bieten können. Alfred Richard Meyer erzählt von dem Interesse des Rundfunks an lyrischer Kunst, von den Möglichkeiten der Dichter, am Tonfilm mitwirken zu können, der immer Verse braucht, allerdings Verse, die sich komponieren lassen.

„Aber die Dichter sind große Eigenbrödler“, führt er weiter aus. „Ich komme soeben aus Schwarzenberg im Erzgebirge zurück. Dort hatte eine Badewannenfabrik ein großes Preisausschreiben gemacht. Es haben sich viel zu wenig Lyriker daran beteiligt. Wir hätten wohl für jeden von ihnen einen Preis gehabt. Wir waren direkt in Verlegenheit, als wir an die 50-Mark-Preise kamen, wem wir sie geben sollten. Den 1. Preis von 1000 Mark hat ein Lyriker aus Zürich, Hans Behrmann, für ein kleines Kindergedicht, einen Badevers, bekommen. Ich hätte wirklich gewünscht, daß sich alle Lyriker beteiligt hätten“.

Könnte man denn heute noch von lyrischen Gedichten leben?

„Das ist niemals möglich gewesen! Aber es gibt Menschen, die positiv nicht imstande sind, etwas anderes als Gedichte zu schreiben. Es gibt natürlich auch andere Dichter, die zum Beispiel gleichzeitig gute Journalisten sind. Aber wer nun einmal vom lieben Gott nur eine lyrische Begabung mitbekam, muß sich auf größtes Elend gefaßt machen. Es gibt wohl mal Mäzene, aber das sind Ausnahmen. Die Verleger können sich in diesen Zeiten nicht um Lyrikbände kümmern. Sie werden meist nur verlegt, wenn der Autor Subskribenten aufreibt. Wir sind ganz in die Zeiten um 1800 zurückgekehrt, als Goethe und Wieland auch ihre Gedichte nur auf Subskription erscheinen lassen konnten.“

Läßt sich die Lyrik von heute wohl irgendwie charakterisieren?

„Wir befinden uns meiner Meinung nach gerade in einer unglücklichen Übergangsperiode. Was zuerst ins Auge springt, ist die moderne Groteske in der Lyrik. Das hat mit Morgenstern angefangen. Seine Grotesken waren überragende geistige Leistungen. Daneben aber macht sich absolut eine romantische Sehnsucht bemerkbar, die immer die Grundlinie der deutschen Literatur gewesen ist. Diese Sehnsucht nimmt sich auch der modernsten technischen Probleme an. Ferner wird die Gegenwartslyrik durch religiöse und philosophische Gedichte charakterisiert. Die katholische Lyrik zeichnet sich durch besondere Inbrunst aus.“

Ich frage nach dem Reim, von dem man jahrelang wenig wissen wollte.

„Das Bedürfnis nach Form ist wieder aufgetaucht, nachdem sie 1910 vor allen Dingen durch Arno Holz gesprengt wurde. Ich glaube, daß niemals eine Dichtung ohne Reim bestehen wird, schon wegen der Musik. Ich möchte auch glauben, daß die deutsche Sprache gar nicht so unmusikalisch ist, wie sie oft eingeschätzt wird.“

Dann spricht Alfred Richard Meyer von dem Zusammenschmelzen des deutschen Wortschatzes. Er erzählt von einem hundert Jahre alten deutschen Reimlexikon, das er besitzt, in dem noch 300 000 reine Reime aufgeführt werden, während der Dichter heute trotz der vielen neuen Fremdworte durchschnittlich mit 20 000 Reimen auskommt. Ist das Interesse an Lyrik auch in der Großstadt zu finden?

„Auf jeden Fall. Aber was in Berlin an Lyrik gelesen wird, ist in erster Linie grotesk. Doch die Groteske ist in Deutschland heute auf einer unerhörten geistigen Höhe angelangt, wie wir sie in anderen Ländern Europas nicht haben. Aus dem Reich kommen dagegen sehr stark die anderen Strömungen, die religiösen und romantischen. Es ist Tatsache, daß jeder Deutsche eigentlich als Dichter geboren wird, nicht nur in großen Städten. Das ist vielleicht das einzig Gute, was der Weltkrieg gebracht hat, daß viele Menschen in

dunklen Stunden gelernt haben, zu lesen, zu schätzen, was ein Buch ist, was ein Gedicht bedeutet.“

Nun ist es wohl an der Zeit, auch einmal von dem Lyriker zu sprechen, der so gütig als Anwalt seiner lyrischen Zeitgenossen spricht und der so viel Arbeitskraft hingibt, um ihnen zum Ertrag ihrer Arbeit zu verhelfen.

„Ich bin in Schwerin geboren“, erzählt Alfred Richard Meyer einfach. „Meine Mutter ist aus der Lüneburger Heide, mein Vater von der Mittelweser. Ich bin zuerst Jurist gewesen, Korpsstudent, bin früh in den Journalismus gekommen, war im Kriege Armierungssoldat, später Kriegsberichterstatte. Bin momentan Geschäftsführer der Notgemeinschaft des Deutschen Schrifttums, Vizepräsident im Pen-Club, im Vorstand des Schutzverbandes der Deutschen Schriftsteller ...“

Und Ihre eigenen Werke?

„Mein bekanntestes Buch ist das Bowlenbuch, das im 16. Tausend vorliegt, aber das hängt damit zusammen, daß es sich um Trinkereien handelt. Aber ich möchte betonen, daß ich nicht für Prasserei rede, sondern den Alkohol als Medizin betrachte im Sinne eines Bibelspruchs, den ich als Motto gewählt habe. Die Sammlung meiner Grotesken steht im 5. Tausend, und dann habe ich eine Auswahl aus 60 verschiedenen Flugblättern, die alle vergriffen sind.“

Und ganz nebenbei erfährt man noch, wie viele, viele Stunden jedes Tages der Dichter dafür arbeitet, das große Elend unter seinen lyrischen Zeitgenossen zu beheben, und daß er gern einen Roman schreiben möchte, aber nicht wissen kann, wann sich für diese eigene Arbeit die Zeit finden läßt.

18 Aufstieg in Amerika, ? 1931

Kürzlich bat mich eine Mutter, ihre Tochter, die das Abiturium bestanden hat, bei der Berufswahl zu beraten. Ihre Tochter hätte seit Jahren den dringenden Wunsch, Reporterin an einer Zeitung zu werden. Die Mutter erwartete nun von mir, daß ich von einem Beruf abraten würde, der ihr so wenig Aussicht aus Vorwärtskommen zu versprechen schien.

Ich habe nicht abgeraten. Ich habe es auch dieser Mutter unumwunden gesagt. Denn eine Arbeit, zu der ein junger Mensch sich entschließt, weil Lust und Neigung ihn dazu treiben, verspricht noch am ehesten Aussicht auf Erfolg, und so habe ich denn diese Mutter gefragt, was sie tun würde, wenn ihr Kind von früh an leidenschaftlich gestickt hätte und nichts anderes im Sinn gehabt hätte, als einmal Stickerin zu werden. Sie hat mich zuerst verständnislos angesehen und darauf an alle die vielen Frauen erinnert, die seit Jahrzehnten vergeblich versuchen, durch Handarbeit sich einen Zusatzverdienst zu irgend einer kärglichen Rente zu erwerben. Da habe ich ihr den Lebenslauf einer Stickerin erzählt, einer elternlosen Schlesierin, dem Kinde von Arbeitsleuten. Ich erzähle ihn hier auch anderen Müttern wieder:

In einem schlesischen Waisenhaus ist sie aufgewachsen, und es gab wohl kaum einen Menschen auf der weiten Welt, der etwas Besonderes oder auch nur Erwähnenswertes darin sah, daß das Kind in seiner freien Zeit ständig am Stickrahmen saß und Monogramme stickte, à-jour-Arbeiten machte, jede Stickerei ausführte, die ihr in die Finger kam. Sie aber hatte sich in den Kopf gesetzt, sich als Stickerin ihr Leben aufzubauen. War das wohl ein Plan, der Aufmerksamkeit genug für sich erwarb, daß man ihn fördern konnte?

So kam sie, dem Waisenhaus entwachsen, als Kleinmädchen in eine Familie mit Kindern. Dort nähte sie neben der vielen Hausarbeit alles Kinderzeug, und in den letzten Abendstunden stickte sie, stickte für bescheidene Privatkundschaft und erwarb sich einen kleinen Nebenverdienst, denn sie wollte doch - Stickerin werden! Und da sie bald fühlte, daß dazu noch manches andere gehört, wenn man die Sache von der richtigen Seite anpacken will, und da sie auch sah, daß sie in diesem Haushalt sozusagen nicht weiter kam, nahm sie eine Stellung bei der Inhaberin eines kleinen Frisiersalons an. Hier führte sie den Haushalt allein. Sie sprang auch für eine kranke Friseurin im Laden ein und war mit den Händen so geschickt, daß die Geschäftsinhaberin sie zur Friseurin ausbilden wollte. Sie nahm zwar alles mit, was sie lernen konnte, aber vergaß darüber nicht ihr eigentliches Ziel.

Die nächste Stellung trat sie wieder in einem kinderreichen Haushalt an, wo es wenigstens Näherei in reichem Maße gab. Daß sie wie nebenbei noch nach Herzenslust alle Kinderkleidchen bestickte, war selbstverständlich für sie, war keine Mehrarbeit, nur reine Freude. Hier wurde die Hausfrau auf das Mädchen und ihren Eifer aufmerksam und gab ihr allwöchentlich einen Abend frei, damit sie in einem Kursus Schneidern lernte. Für diese Vergünstigung stickte sie eifrig für das ganze Haus. Vier Jahre lang blieb sie. Sie hat in dieser Zeit auch manches an Lebensart und an Umgangsformen gelernt. So kam sie bei einer kränklichen Dame als Zofe, Friseurin und Reisebegleiterin an, mit ihr kam sie zum erstenmal in das Ausland hinaus.

Hier sah sie, man muß Sprachen können, um vorwärtszukommen, und richtete darauf ihr nächstes Ziel. Sie hat dann noch einmal eine Stellung in einem Haushalt gehabt, aber schon, wie man sagt, als „Fräulein“ bei Kindern, die im Heranwachsen sind. In diesem Hause lernte sie gute Bücher kennen und gute Bilder, und ihr Interesse erwachte für Muster, Technik und Eigenart alter Stickereien. Nun nahm sie auch Stunden in Sprachen, und bei diesem Unterricht lernte sie eine junge Amerikanerin kennen und hörte von Amerika, das gegenüber dem wirtschaftlich niederliegenden Deutschland bessere Möglichkeiten zum Vorwärtskommen bieten könnte, und wie es nun Schicksal

oder Zufall wollten - in eine Stellung schlicht um schlicht kommt sie tatsächlich nach Amerika.

Aber sie wollte doch Stickerin werden, nicht Hilfe im Haus. Eines Tages findet sie Beziehungen zur Inhaberin eines Weißwarengeschäftes in der Stadt nicht weit von New York, in der sie in Stellung ist. Sie wird, als sie ihre Stickereien zeigt, in das Weißwarengeschäft aufgenommen, stickt Monogramme und fertigt Handarbeiten an. Als die Inhaberin dieses Ladens krank wird und ihr Geschäft schließen muß, fängt sie als Heimarbeiterin für eine Stickereifabrik an. Zehn junge Stickerinnen arbeiten für diese Fabrik. Schon im ersten halben Jahr fällt die Arbeit der Deutschen auf, und ihr wird eine Belobigung und eine kleine Sonderleistung für ihre Leistung zuteil. Sie hofft nun immer, in die Fabrik als Angestellte hineinzukommen, aber noch immer bleibt sie Heimarbeiterin. Da wird sie etwa nach Ablauf eines Jahres zum Direktor gerufen. Er will sie kennen lernen, denn sie ist ohne ihr Wissen inzwischen die beste Arbeitskraft dieser Fabrik geworden. Die Sorgfältigkeit ihrer Stickereien hat sie weit über alle anderen hinausgehoben, ebenso die Pünktlichkeit, mit der sie jede Arbeit abgeliefert hat. Nun wird ihr die Überwachung der jungen Stickerinnen angetragen, sie wird also endlich angestellt.

Nach kurzer Zeit aber wird ihr noch etwas anderes angetragen - und weil es wie eine Erzählung aus einem legendenhaften Amerika klingt, scheut man sich fast, noch weiter in diesem Lebensbericht fortzufahren. Aber Wahrheit muß sein: sie wird die Frau ihres Chefs! Sie hat sich nun aber nicht sozusagen in eine gute Partie hinaufgestickt, sie steht heute in der Fabrik ihres Mannes mitten in ihrer alten Tätigkeit, denn für sie ist immer die Arbeit, zu der es sie bereits als Kind getrieben hat, des Lebens Freude und Sinn. Inzwischen hat sie also die Handstickereiabteilung der Firma ausgebaut und die kunstgewerbliche Arbeit neu eingeführt. Sie blieb also bei ihrer alten Leidenschaft. Wenn man an diesen Lebensweg denkt, fällt einem noch etwas anderes auf, als die treibende Kraft, die einen Menschen zu einem wahrhaft bescheiden klingenden Ziele geführt hat. Man mag es gern Zufall nennen, was hier von Fall zu Fall bei jedem Wechsel dieses Lebens am Werke war. Doch wenn man nun an sein eigenes Leben denkt und an anderer Menschen Schicksal, erkennt man ganz deutlich, daß alles, was man scheinbar nur zufällig oder wie nebenher in seinem Leben tut, zu Sprossen an jener Leiter wird, die zu dem endlichen, fern geschauten Ziele führt. So war es auch hier.

Nichts, was man angreift, ist einmal umsonst getan, alles strömt schließlich in eine Lebensaufgabe ein, wenn solch eine Lebensaufgabe als Beruf empfunden wird. Darum auch soll man die jungen Menschen gewähren lassen, wenn nur ein Ziel in ihrem Herzen sichtbar wird. Sei dieses Lebensziel scheinbar groß oder klein.

19 Besuch beim Lehrer, DAZ 15.02.1931

Jetzt stehen wieder überall auf den Gängen der Gymnasien verstörte Mütter umher und wollen den Lehrer sprechen. Die Sprechstunden in den Schulen sind überfüllt. Die Wochen vor Ostern bringen die übliche Torschlußpanik, von der Angst um die gefährdete Versetzung ausgelöst.

Man hat den Vätern und Müttern und allen, die sich um Schulschicksale der Kinder kümmern, immer wieder den Vorwurf gemacht, daß sie nicht öfter den Weg in die Schule finden, daß sie nur kommen, wenn sie gerufen werden oder nur dann, wenn es eigentlich schon zu spät für dieses Mal ist. Es wird als Interessellosigkeit, als Gleichgültigkeit oder Gedankenlosigkeit ausgelegt, aber so ganz stimmen diese Vermutungen doch nicht immer zu.

Es ist eine schwierige Situation, vor allem für Frauen, plötzlich mitten in einer Horde halbwüchsiger Jungen zu stehen, umtost von jenem Pausenlärm, dessen Unerträglichkeit man nur so lange nicht empfand, wie man selbst aktiv an ihm beteiligt war. Es ist für eine Mutter ein beklemmendes Gefühl, plötzlich als Fremder vor einem fremden Menschen zu sitzen, dem das eigene Kind täglich vertraut gegenübersteht, und einzige Repräsentantin einer häuslichen Welt zu sein, vor einem Vertreter der Schulwelt, der mitten aus seiner eigenen Wirksamkeit spricht.

Es ist für eine Gerechtigkeit wollende Mutter mitunter ein schwerer Konflikt, wenn sie den Lehrer des Kindes besucht. Sie fühlt, sie muß naturgebunden dem eigenen Kinde ein guter Anwalt sein, sie fühlt sich zugleich verpflichtet, der anderen Partei ihr Recht zuzugestehen, weil sie die Fehler und Schwächen des Kindes selbst kennt. Sie weiß, daß sie nicht anders als für ihr Kind werben gehen kann, und sie fürchtet sich um der Gerechtigkeit willen gegenüber den Mitschülern vor dem Erfolg.

Der Gang zum Lehrer wäre natürlich ein viel einfacherer Weg, wenn er nicht so selten beschritten würde. Regelmäßige Wiederholungen heben Scheu und Hemmungen auf. Doch in der Regelmäßigkeit liegt zugleich immer eine leise Angst mit dem Zuviel, ein Bedenken, schließlich zu jenen Müttern zu werden, die bei der geringsten Kleinigkeit gleich vor den Lehrer laufen, und die in ihrem eigenen Kinde schließlich nichts anderes mehr als eine verkannte Größe sehen.

Der Besuch beim Lehrer ist heute eine Notwendigkeit. Das Schulsystem einer steten Verringerung schriftlich eindeutig niedergelegter Prädikate für Leistung und Führung der Schüler verlangt einen anderen Verständigungsweg. Es setzt statt des Urteils die Aussprache ein, statt der schriftlichen Aussage die mündliche Uebereinkunft. Es führt ohne jede Brücke zwischen der Schulwelt und der häuslichen Welt entgegen der Absicht zu einer gefährlichen Isolierung hin. So ist den Eltern, vor allem den Müttern, nur immer wieder zu raten, nicht um der Versetzung willen allein den Weg zur Schule zu gehen, dessen Schwierigkeiten allerdings von der einen Seite bisher nicht voll erkannt und genügend gewürdigt werden.

20 Der Herr mit dem Marktnetz, ? 23.02.1931

Er fällt uns immer noch auf, wenn wir auf der Straße oder in irgend einer Bahn einem Herrn begegnen, der an der Hand ein Marktnetz trägt, vor allem, wenn aus den Maschen Apfelsinen oder Zitronen herausschauen. Man blickt diesem Herrn nach, weil ihm sein Gepäck fast etwas Heroisches gibt. Alle Frauen beginnen darüber nachzudenken, ob der Träger dieses Gegenstandes wohl ein Junggeselle ist, der seiner Wirtschafterin den Einkauf nicht überlassen mag, ob er Krankheit zu Hause hat und einspringen mußte, oder ob er wirklich ein alleinstehender Herr ist, der alles selbst zu erledigen hat. Allmählich hat man sich auch in Deutschland daran gewöhnt, - ja, man sieht es endlich als etwas selbstverständliches an -, daß mitunter der Mann den Kinderwagen schiebt, wenn er Sonntags mit seiner Familie einen Spaziergang macht, auf dem sich die Frau erholen soll, daß der Vater, nicht die Mutter in überfüllten Verkehrsmitteln das Kind auf den Arm nimmt oder auf der Treppe führt. Man sieht keine Verweiblichung mehr darin, wenn ein Mann seiner Frau im Hause hilft, wenn er sich die Schuhe selbst putzt, weil er seiner Frau, die keine Hilfe hat, nicht alle Hausarbeit allein überlassen will. Doch der Mann, der weithin sichtbar auf einen häuslichen Einkauf geht, ist in unserem Straßenbild noch eine seltene und daher aufsehenerregende Figur.

Es gab Zeiten - sie sind übrigens gar nicht so lange her -, da trug der Mann, der auf seinen Stand und auf seine Würde als Familienoberhaupt hielt, nicht einmal ein halbes Pfund Butter, genau so gut eingepackt, wie etwa ein Buch, nach Haus. Er ließ sich höchstens einmal dazu herab, auf dem Wege zu seinem Dienst in dem Laden vorzusprechen, in dem sein Haushalt die Kolonialwaren kauft, um eine Bestellung zu machen, die das Geschäft dann in sein Haus besorgt. Es ist noch gar nicht so lange her, da konnte der Herr überhaupt nur mit seiner Aktenmappe oder mit einem fest eingeschlagenen Blumenstrauß über die Straße gehen, da stand selbst die Möglichkeit, daß er eine gewöhnliche Tüte vor allen Menschen sichtbar trug, noch zur Diskussion. Darüber sind wir im allgemeinen hinaus. Aber der Herr, der etwa mit einem Netz voll Obst in der elektrischen Bahn sitzt, ist immer noch aller Umstehenden heimlicher Mittelpunkt. Man weiß zwar, daß er sich dadurch nicht das geringste vergibt, aber man fragt sich trotzdem, warum er Küchenbesorgungen zu machen hat, warum er sie nicht weniger sichtbar trägt.

An dieser Frage sind aber nicht nur die Männer schuld, weil sie seit Menschengedenken diese und ähnliche Dinge überhaupt nicht oder nur äußerst ungern tun. Das heimliche Lächeln, das um den Herrn mit seinem Marktnetz weht, trifft mindestens ebenso sehr die Frau. Denn die Frau sah die Würde des Mannes verletzt, wenn er eigenhändig die Butter nach Hause trug, die Frau sah schon die Würde ihres Sohnes verletzt, wenn er statt ihrer oder an Stelle der Schwester den Kinderwagen über die Straße schob. Die Frau hat selbst im Entstehen und in der Erhaltung dieser Atmosphäre um das männliche Wesen mitgewirkt. Jetzt arbeitet eine Generation Frauen und auch Männer daran, daß man den unzeitgemäßen Schleier falsch verstandener Manneswürde und unzeitgemäßen Standesstolzes zerreißt.

Es gibt an sich schon eine Anzahl vernünftiger Mütter, für die eine notwendige Arbeit, die ihren Kindern aufgetragen werden muß, kein Geschlechtsmerkmal trägt, aber es gibt dieser Art Mütter noch lange nicht genug. Die Erweckung der falschen Manneswürde war früher bereits der Kindheit vorbehalten, und so ist auch die Kindheit der Zeitpunkt, zu der man sie bekämpfen muß.

Der Herr mit dem Marktnetz ist weder für mich noch für anderem Menschen ein Ideal, so wenig wie auch die Dame um dieses Gegenstandes willen ein Ideal sein kann. Doch der Herr, der zufällig auch einmal mit solch einem Gepäck belastet sein kann, muß heute eine so selbstverständliche Erscheinung sein, daß sich darüber kein Wort mehr verlieren läßt.

21 Reielektüre für den Norden, DAZ 10.06.1931

Wer ein Land kennenlernen will, muß sein Brot in diesem Lande verdienen. Man kann ein fremdes Volk nicht richtig beurteilen lernen, wenn man nur als Tourist zu ihm kommt und ihm Geld ins Land bringt. Dieser gesunde und vernünftige Standpunkt hat Adrian Mohr gelehrt, als er eines Tages nach Norwegen fuhr, um sich mit diesem Land und seiner Bevölkerung vertraut zu machen, und so ist auch aus seinen Erlebnissen und Beobachtungen ein sehr vernünftiges und gesundes Buch geworden, das unter dem Titel „Allermanns Gast in Norwegen“ soeben bei Grethlein u. Co. In Leipzig erschienen ist. Wer auf ähnlicher Grundlage seine Beziehungen zu diesem Lande aufgebaut hat, wird auch am ersten über dieses Buch urteilen dürfen. Der muß auch bestätigen, daß Adrian Mohr nicht nur ausgezeichnete Beobachtungen gemacht hat, sondern daß er dem, was ihm begegnet ist, durchaus gerecht wird. Wir sind gerade über Norwegen mit einer Fülle von Literatur bedacht, die an Ueberschwenglichkeit der stereotypen Begeisterung von den schon stereotypen Motiven jenen altmodischen kitschigen Ansichtskarten gleich kommen, die man nicht mehr gut sehen kann und die den etwas anspruchsvolleren Touristen eher vergraulen können. Adrian Mohr hat mit seinem kleinen Buch viele Sünden gutgemacht, er hat damit auch Norwegen selbst einen Dienst geleistet. Wer das Land bereits kennt, wird seine Schilderungen mit Vergnügen lesen, und wer es kennenlernen will, kann sich neben dem Kursbuch keinen besseren Führer wünschen.

Man möchte im übrigen dem, der nach dem Norden reist, gar nicht so sehr den Koffer voll Bücher, vor allem nicht voll Handbücher wünschen, denn er wird sehr bald merken, daß er durchaus nicht in eine sehr andersartige Welt kommt, in die er sich erst durch Verhaltensmaßregeln und viele praktische Winke hineinzufühlen nötig hat. Er braucht auch zum Anheizen seiner Begeisterung nicht jene Reisebücher, in denen andere, die vor ihm die gleiche Straße fuhren, ihre Hochstimmung niedergelegt haben. In den nordischen Ländern hat der hochentwickelte Touristenverkehr seit Jahren dafür gesorgt, daß den Reisenden aller Nationen praktische kleine Bücher und Hefte mitgegeben werden, in denen alles steht, was tatsächlich zu wissen notwendig ist, nämlich die Eisenbahn- und Schiffsverbindungen, die Hotels, ihre Güte und ihre Preise. So sei auf die neue Broschüre des amtlichen Norwegischen Reisebüros in Berlin hingewiesen, die vor kurzem erschienen ist und auf das Norwegenheft, das die gleiche Stelle alljährlich in vorzüglicher Ausstattung herausgibt.

Wer aber doch das Bedürfnis hat, zu Schauendes gleichsam ein wenig mit Kenntnissen zu unterbauen, wer nicht nur als „Seh“-Mann durch die nordischen Länder reisen will, sondern nach geschichtlichen Zusammenhängen begehrt, nach einer Einordnung der Bauten, der Denkmäler und Kunstwerke verlangt, der kann sich gut durch die beiden Bändchen aus der „J e d e r m a n n s B ü c h e r e i“ unterrichten, von denen das eine Nordische Kunst, das andere Nordische Geschichte behandelt. Beide sind leicht lesbar und doch sehr umfassend, beide sind mit zahlreichem Bildmaterial versehen, und wer einmal im Norden gewesen ist, wird immer gern wieder zu ihnen greifen, um sich das eine oder andere ins Gedächtnis zurückzurufen und über die optischen Eindrücke hinaus Land und Volk auch als geistiges Besitztum zu gewinnen. Zu erwähnen sei auch noch für diejenigen, die sich mit den wirtschaftlichen Grundlagen Norwegens vertraut machen wollen, die sich zum Beispiel nicht damit begnügen wollen, festzustellen, daß das viele goldbraune Holz im Fluß gefloßt wird, oder wieviel Grad im Augenblick das Thermometer zeigt, die Monographie über Norwegen, die in der Monographiensammlung über Land und Leute im Verlag von Velhagen & Klasing erschienen ist und gutes geographisches, klimatisches und wirtschaftliches Material bietet neben interessanten Bildern aus den verschiedenen Landesteilen.

Land und Leute kennenzulernen, Volkssitten zu erfahren, das macht übrigens gerade

dem Deutschen die zahlreich übersetzte Literatur aus dem Norden leicht, und so selbstverständlich es klingen mag, daß man in seinem Gepäck, das über Saßnitz-Trälleborg oder Gjedzer-Kopenhagen expediert wird, nicht gerade einen Stoß englischer oder französischer Romane oder auch der üblichen deutschen Reiseliteratur verstaut – ein Hinweis darauf scheint doch nötig zu sein, denn man kann auf den Schiffen, die die norwegische Westküste entlang fahren, und auch auf den Bahnen durch die nordischen Länder immer wieder deutsche Ferienreisende mit solchen Büchern finden, die in gewisser Weise den älteren englischen Ehepaaren, die kartenspielend im Aussichtswagen sitzen, nicht viel nachgeben. Wer so reist, reist in gewisser Weise unbemerkt an seinem Ziel vorbei.

Auf eine Reise nach dem Norden soll man sich die **V o l k s m ä r c h e n** dieser Länder mitnehmen, die bei Eugen Diederichs vorzüglich erschienen sind. Man wird aus der Natur heraus viel inniger ihre Geheimnisse, ihre reiche Phantasie, ihr Nachtgrauen verstehen, ebenso wie man Gesicht und Wesen der Menschen auf dem Lande viel stärker erfassen kann, wenn man die Märchen kennt, die der gleiche Menschenschlag einmal ersann. Aus der neuen Literatur des Nordens eine Auswahl als Reiselektüre zu geben, fällt schwer. Alles, was echt ist, alles, was ursprünglich ist, eine Lagerlöf, ein Hamsun, die kleinen, frühen Erzählungen von Elias Kaemer, die bei Reklam erschienen sind, der alte, unvergängliche Killand, der Südnorweger Scott, die Dänen Sjöberg und Olesen-Lökken – man braucht bei den Büchern dieser Autoren und der meisten anderen nordischen Schriftsteller und Dichter nicht die Besorgnis zu haben, sie könnten im deutschen Sinne zu schwer sein, um sich als Reiselektüre zu eignen. Nordische Dichtung hat sich bis heute noch im wesentlichen die Fähigkeit bewahrt, unterhaltend und anregend zu sein, ohne spielerisch über das hinwegzugleiten, was Menschenleben in seiner Entwicklung und seinem Schicksal bestimmt.

22 Das Haus unserer Großeltern, ? 1932

Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, dann steht neben meinem väterlichen Hause das Haus meiner Großeltern fast gleich stark in der Erinnerung vor mir. Es waren zwei völlig verschiedene Welten, die mich umgaben: das ruhige, ernste, ganz auf den Dienst an der Arbeit eingestellte Elternhaus, in dem Kinder aufwuchsen, um zu einem Leben gleicher Art vorbereitet zu werden, also ein Haus von erwachsenen Menschen, daneben das Haus der Großeltern, das viel mehr ein Kinderhaus war, von früh bis spät und von spät bis früh auf uns Kinder eingestellt. Und gerade in diesem „nur für die Kinder da sein können“ liegt das Geheimnis der unschätzbaren Bereicherung für die Enkel durch das großelterliche Haus. So wie Kinder und Eltern gleichsam auseinanderrücken und wohl auch auseinanderstreben müssen, sobald die Kinder groß geworden sind und der Bau ihres eigenen Lebens beginnt, so schließt sich dann zwischen deren Kindern und ihren Eltern wieder ganz fest der menschliche Lebenskreis. Enkelkinder sind für die Großeltern wie ein Geschenk, eine Gabe, die der Mensch, der aus seinem Elternhaus schied, dem Elternhaus eines Tages wiederbringt. Diese Verknüpfung wird aber nicht immer in richtiger Weise eingeschätzt. Wir erleben sehr oft daß gerade um der Enkelkinder willen zwischen den Generationen eine Entfremdung wächst, eine gewisse Eifersucht, die daraus entsteht, daß die Nähe der Großeltern zu den Kindern unmittelbarer scheint. „Das Kind wird bei meinen Eltern nur verwöhnt“, heißt es dann, und man hält die Kinder dem Hause der Großeltern fern.

Gewiß werden Enkelkinder meist sehr verwöhnt. Aber hier spricht sich nur ein natürlicher Vorgang aus. Das Leben der Großeltern ist nun einmal vornehmlich auf Rückschau und auf Erinnerung eingestellt. Hohes Alter und frühe Jugend werden sich wieder nah. Es ist nicht nur abfällig zu beurteilen, wenn man vom Kindischwerden alter Menschen spricht. Sie neigen sich tatsächlich wieder der Kindheit zu, und das wirkt sich dem Kinde gegenüber oftmals in seinem Verständnis aus und dieses Verständnis für ihre Kleinheit und ihre Gedanken erzeugt den besonderen Glanz des großelterlichen Hauses. Das Kind erlebt im Hause der Großeltern noch einen anderen Wert: hier begegnet es seinen eigenen Eltern in dem Stadium, in dem es sich selbst befindet, wieder. Bei den Großeltern sind Vater und Mutter ja nicht die großen, die erwachsenen Menschen wie zu Haus. Dort sind sie klein. Dort stehen ihre Bilder aus der Kinderzeit, selbst das Bettchen steht noch da, in dem einmal der Vater lag. Nun liegt man selbst in den Ferien darin, und so spürt man, daß auch der Vater, der große, aufrechte Mann, einmal nicht größer war als man selbst.

So wird er mit einemmal ganz nahe in der Dunkelheit, und es spinnt sich hier der Faden an, der vom Kinde zurück zu seinen Ahnen führt.

Im letzten Jahrzehnt haben wir diesen Dingen viel zu wenig Beachtung geschenkt. Familie an sich stand nicht hoch im Kurs. Die Kluft zwischen den Generationen wurde unüberbrückbar breit. Vater und Mutter hatten sich schon bei der Eheschließung leichten Herzens von ihrem Elternhaus getrennt, denn sie gingen in ein sehr anders geartetes Leben hinein, als es das Leben ihrer Eltern gewesen war. Ja, da der Krieg und als seine Folge der wirtschaftliche Zusammenbruch die Welt in Trümmer schlug, aus der sich das Leben der alten Leute aufgebaut hatte, da man nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit zu belasten suchte, schien für die jüngeren das Recht auf der Hand zu liegen, auch die Welt ihrer Eltern zu verneinen. Sie dachten, etwas ganz Neues, von Grund auf anderes aufzubauen, und sie glaubten, daß das nur durch Bindungslosigkeit an die Vergangenheit möglich sei. Wir wissen heute, welch ein Irrtum es war.

Dieser Bruch in der Tradition wurde nicht in allen Familien vollzogen, aber es war ein typisches Merkmal der soeben abgeschlossenen Zeit. Alles frühere galt dieser Zeit als überlebt und verkehrt. Von der Ernährung begonnen, die man dem Kinde reichte, bis zu dem Wort, das man sprach.

Gewiß, wir haben uns auch als Kinder, wenn wir im Haus unserer Großeltern waren, oft den Magen gründlich verdorben. Wir haben im Kreise der alten Leute auch manches Wort gehört, was man im Elternhause nicht vor uns Kindern sprach. Wir wurden bewundert, und wir wurden verzogen, weil wir die Enkel waren, der größte Stolz. Aber Schaden an unserer Seele haben wir dadurch nicht genommen, denn als gesundes Gegengewicht war die Erziehung der Eltern da. Kinder sind nicht so geartet, daß sie zwei verschiedene Welten, wie sie in den Generationen immer verkörpert bleiben, nicht gut verstehen. Kinder haben das Recht auch auf ihr großelterliches Haus, denn an seinem Erlebnis erst spüren sie ihr eigenes Geschlecht und ihrer Familie Tradition.

23 **Leben wir falsch?**, ? 27.03.1932

Niemals wurden wohl so viele Fragen von uns an das Leben gerichtet wie in dieser Zeit. Eine Unruhe ist ausgebrochen, eine innere Unsicherheit, die nachgerade auf alle Bezirke des Lebens übergreift. Ehemalige Selbstverständlichkeiten sind große Probleme geworden, und rund um uns her steht immer wieder hinter allem, was geschieht, die bange Frage: Leben wir falsch?

Unsere Tage sind mit Maximen vollgestopft. Schlagworte, wie Lebensgestaltung, erfüllen bis in den letzten Winkel unseren Lebensraum. Wieviele Richtlinien werden aufgestellt, wieviele Bekenntnisse werden gegeben! Noch niemals scheint eine Zeit so schamlos gewesen zu sein, des Nächsten Lebensform und Lebensführung zu erforschen und zu durchleuchten, wie die, die uns selbst unter den Lebenden zählt.

Es ist an der Tagesordnung, das Buch der eigenen Lebenshaltung offen auf alle Tische zu legen, damit ein jeder hineinschauen kann. Und wer das nicht tut, ist fast schon verdächtig. Einerlei, wessen und weshalb.

Es ist keine Ungezogenheit mehr, den Nächsten nach dem Bestand seiner Mittel zu fragen, nach dem, was er einnimmt, nach dem, was er verbraucht. Und wer da nicht gleich Rede und Antwort steht, fällt aus dem Rahmen des Ganzen heraus. Er wirkt störend, beunruhigend, macht sich zum mindesten unbeliebt.

Unser Dasein ist von lauter Mitteln angefüllt. Man preist überall, wohin das Auge blickt, irgendwelche Mittel an. Und wenn man näher hinschaut, stellt sich heraus, daß es immer nur Mittel gegen etwas sind, niemals Mittel für. Es sind Mittel gegen das Leben selbst, dem man sich nicht erwehren kann, und dem man sich doch zu erwehren versucht, gegen seine unabwendbare Wirklichkeit.

Eine Skepsis, daß alles unbedingt den verkehrten Weg gehen muß, wenn man es sich selbst überläßt und seinen Weg unbeeinflusst gehen läßt, beschwört die wunderlichsten Unternehmungen an das Tageslicht. Begonnen von jener Gymnastik, die ihren Ausgang von der Ueberzeugung nimmt, daß wir nicht richtig gehen können, obwohl wir zweifellos gehen, daß wir nicht richtig sitzen können, obwohl wir zweifellos sitzen, bis zu jenen Betrieben, in denen man lernen soll, wie man richtig seine Freizeit verbringt. Nicht einmal das traut man den Menschen mehr zu: ihre wenige Zeit, die denen, welche noch Arbeit haben zu dem übrig bleibt, was man in einem grausigen Gegensatz zur Arbeit „Leben“ heißt, in der rechten Weise anzuwenden. Obwohl es gewiß äußerst fraglich ist, was nun wirklich die rechte Weise ist, scheint doch festzustehen, daß man von sich aus die rechte Weise nicht erfaßt. Man glaubt, es dem einzelnen nicht allein anheimstellen zu können, was er mit seiner Freizeit macht, genau so wenig wie die Bestimmung, was er überhaupt mit seinem Leben beginnt.

Man könnte sich denken, daß diese Unruhe und Unsicherheit, die allen Menschen unserer Tage gemeinsam ist, auch eine starke Gemeinschaft ins Leben gerufen hat. Aber man irrt darin. In jenen Wohnungen und Familien, in denen alles anders gemacht worden ist, als es früher war, gewissermaßen erst auf den Kopf gestellt wurde, um zu sehen, ob es dadurch nicht richtiger wird, sitzen die Menschen schauerlich unbeteiligt miteinander allein, obwohl sie bis in das letzte ihre Lebensführung bis hinab zu ihren Schulden und Verfehlungen einander bekennen. Denn Bekenntnisse führen im allgemeinen nicht näher an den anderen heran, sie bauen luftleere Räume zwischen den Menschen auf. Und jene stillschweigende Uebereinkunft früherer Zeiten, das Leben anderer Menschen durch Distanz zu ehren, die vielleicht die größte menschliche Bindung war, stellt sich unter den neuen Voraussetzungen nicht so leicht wieder her. Denn an ihre Stelle ist die groteske Arroganz getreten, trotz eigener Unseligkeit im Besitz der allein selig machenden Regeln zu sein.

Man fragt vielleicht den anderen nicht gerade heraus, ob er der Meinung sei, man selbst lebe falsch. Aber man verrät diese Furcht fast mit jedem Wort. Man fürchtet Kritik, man

sucht Bestätigung, aber man nimmt die Kritik immer noch lieber als Unbeteiligtsein vom Nächsten in Kauf. Aber der, der still seine Wege geht und nur das tut, was ihm von sich allein aus, und für sich allein nur, richtig erscheint, kann gewiß sein, daß man ihm nachsagt, daß er zum mindesten nicht „richtig“ lebt. Denn richtig leben heißt, genau nach einem der vielen Rezepte des richtigen Lebens zu handeln, von denen es sicher so viele gibt, wie Pflastersteine in einer großen Stadt, und die ganz gewiß eines wie das andere genau so wenig lebendig sind, wie diese Steine, auf die jeder tritt.

24 Offene Karten auf den Familientisch - Geldfragen vor dem Kind erörtert, ?

06.04.1932

Es hat früher einmal zum guten Ton des guten Bürgerhauses gehört, daß man von Geld so wenig wie möglich sprach. Dieses ungeschriebene Gesetz ging auch über das Haus hinaus in viele andere Bezirke des Lebens über. Ich erinnere mich noch genau an ein Erlebnis aus meiner Schulzeit, die ich in einer privaten kleinen Schule durchgemacht habe. An jedem Quartalersten brachten wir Schülerinnen das Schulgeld säuberlich in einem verschlossenen Umschlag mit und lieferten es der Vorsteherin ab. Als einmal eine Klassenkameradin, dieser Regel zuwider, das Schulgeld lose aus ihrem Federkasten nahm und auf ihrer Bank auszählte, erhielt sie einen strengen Verweis, der eigentlich wohl ihren Eltern zgedacht war, mit der Begründung: die Schule solle für Kinder eine so ideale Angelegenheit sein, daß sie überhaupt kaum wissen dürften, daß ihre Eltern Geld dafür bezahlten.

Es ist aber heute nicht mehr möglich, Kinder von vielen Dingen des Lebens fernzuhalten, für deren gerechtes Verständnis ihnen einfach noch die Reife fehlt, wie überhaupt manche guten Erziehungsgrundsätze nicht mehr durchführbar sind, weil sich die Verhältnisse als stärker und entscheidender erweisen als die beste Einsicht und der beste Wille der Eltern.

Ich weiß, daß viele Eltern hier einen Kompromiß zu schießen versuchen und daß es manchen begnadeten Eltern auch gelingt, nicht gegen die Zeit, sondern mit der Zeit zu gehen und doch ihren Kindern eine Einstellung zum Leben und ein Verhalten zum Leben mitzugeben, die sich nicht wesentlich von der Erziehung der Jugend im guten alten Stil unterscheiden.

Man muß aber von diesen Fällen absehen, die immer nur Einzelfälle sind und sein können, wenn man die Frage überdenkt: Wie soll man heute die Kinder zum Gelde stellen?

Das alte System, die Kinder möglichst lange von der direkten Verbindung mit dem Gelde fernzuhalten, so fern, daß sie nicht einmal wissen, über welche Mittel ihre Eltern zur Lebensführung verfügen, läßt sich nicht mehr aufrechterhalten. Schon aus dem einen Grunde nicht, weil man Kindern heute viel mehr Wünsche abschlagen muß als früher und weil Kinder unbegründete Ablehnungen und Entbehrungen niemals verstehen. Wir erinnern uns gewiß noch daran, daß in uns selbst die strikte Ablehnung der Erfüllung eines Wunsches mitunter eine leise Bitterkeit weckte, weil wir nicht verstanden, welchen Motiven das „Nein“ entsprang. Aber diese leise Bitterkeit wurde leicht durch etwas anderes wieder ausgelöst, was uns als Ersatz gewährt wurde, wenn wir unsre Eltern darum gebeten hatten.

Heute, da in so unendlich vielen Fällen den Kinderwünschen ein „Nein“ gegenübergestellt werden muß, ob es sich nun um ein Geschenk handelt, oder um die Beteiligung an einer Schulreise, oder nur um sehr bescheidene, praktische Wünsche, würde in den Kindern eine stetig wachsende Bitterkeit gezüchtet werden, wenn ihnen der nüchterne, sachliche Grund der Absage vorenthalten würde.

Kinder sind schon in frühen Jahren sachlichen, vernunftgemäßen Gründen viel aufgeschlossener, als man oft erwartet. Darum ist es sehr viel besser, daß man den noblen Standpunkt einer nobleren Zeit aufgibt und den Kindern einen Einblick in die Wirtschaftslage der Familie gewährt. Nicht in plötzlich aufwallender Verzweiflung, wie sie heute schon fast in allen Häusern in mehr oder weniger größeren Abständen unter den wirtschaftlichen Schwierigkeiten auftritt, sondern eben so ruhig und sachlich, wie man sein Kind auch über andere Dinge des Lebens und seiner Umwelt unterrichten soll. Eltern, die sich zur rechten Zeit dazu entschließen, ihre Kinder in solcher Weise über ihre wirtschaftliche Lage aufzuklären, und die sich langsam mit wachsender Reife bis in jene Bezirke ihrer wirtschaftlichen Lebensstellung hineinführen, die man früher sogar noch

vor seinen erwachsenen Kindern gern verborgen hielt, werden damit noch etwas ganz anderes erreichen können als nur ein größeres Verständnis der Kinder für abgelehnte Wünsche. Sie werden sich dadurch einen neuen Weg erschließen, um das Bewußtsein der Schicksalsgemeinschaft auch in den Kindern zu wecken und auszubilden. Offene Karten auf den Tisch des Hauses zu legen, kann ein versöhnliches Moment in manche gereizte Stimmung der Familie tragen. Eltern und Kinder treten auf einer ganz neuen Ebene in Beziehungen zueinander. Vertrauen und Verständnis werden gewonnen und gesteigert. Eine Brücke führt hier von der älteren Generation zu der jungen Generation, die die Notzeit geschlagen hat.